

*Fremdling.* Schwer ist es, mein Bester, eine Sache von höherer Bedeutung genügend klarzumachen ohne die Zuhilfenahme von Beispielen. Denn ein jeder von uns scheint gewissermaßen alles im Traume zu wissen und in Wirklichkeit hinwiederum alles nicht zu wissen.

*Sokrates, der Jüngere.* Wie meinst du das?

*Fremdling.* Es ist mir in diesem Augenblick sehr sonderbar ergangen. Wie es scheint nämlich habe ich mit dem Gesagten die Frage angeregt, wie es mit der Entstehung des Wissens in uns bestellt ist.

*Sokrates d. J.* Was soll das?

*Fremdling.* Ein Beispiel, mein Trefflicher, verlangt zur Erläuterung seines eigentlichen Wesens wiederum ein Beispiel von mir.

*Sokrates d. J.* Gleichviel. Gehe nur heraus mit der Sprache und sei meinewegen außer Sorge.

(Platon, *Politikos*)

## BEGRIFFSBESTIMMUNG

(griech. παράδειγμα, lat. *exemplum*, dt. Beispiel)

παράδειγμα, τό, *n.*,

wörtlich: das Daneben-Gezeigte, ermöglichendes Muster, Modell, Urbild, Beweis; umgangssprachlich ein besonders charakteristischer Fall, ein prägendes Beispiel; im linguistischen Sinn ein Deklinations- oder Konjugationsmuster, zu dem analog andere Wörter derselben Klasse flektiert werden. In der Philosophie finden sich diese Grundbedeutungen:

1. ontologisch: als das Urbild seiner Abbilder (ohne geometrische Genauigkeitsvorstellungen);
2. messtheoretisch: als das Maß bzw. der Standard, wobei die Exaktheit entscheidend ist (das Urmeter als Paradigma);
3. sprachphilosophisch: paradigmatischer vs. syntagmatischer Wortgebrauch;
4. wissenschaftssoziologisch: Bezeichnung für eine dominierende wissenschaftliche Orientierung.<sup>1</sup>

**EXEMPLUM**, *n.*,

das aus einer Menge gleichartiger Dinge Herausgenommene, ein Muster:

1. konkret (a) Abbild, Probe von etwas; (b) Abschrift, Kopie; (c) Konzept (zu einer Schrift); (d) Wortlaut, Inhalt von Schriften; (e) in der Kunst: Kopie/Nachbild, Konterfei, Ebenbild, Porträt, Modell, ein Original, i.S. eines lebendigen Vorbildes (*exemplum animale*);
2. abstraktes Vorbild für ein Verhalten, ein Beispiel zur Nachahmung geben, als Ideal, als Vorbild dienen (*exemplo esse*), ein Beispiel geben (*exemplo edere, dare*);
3. juristisch: Präzedenzfall, im Sinne einer Rechtsbestimmung (*huius urbis iura et exempla*), (allg.) Verfahren, Maßregel, Vorgang, Norm, nach Sitte und Brauch (*more et exemplo populi Romani*);

---

<sup>1</sup> Vgl. in leicht abgewandelter Form den Eintrag ›Paradigma‹, in: Joachim Ritter/Karlfried Grün-der (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, P–Q, Darmstadt 1989, S. 74f.

4. praxiologisch: ein gutes/böses Beispiel geben (*exemplo esse*), ein warnendes Beispiel, ein Beispiel statuieren, d.h. jdm. exemplarisch bestrafen (*exemplum edere, statuere in alqm*);

5. umgangssprachlich: ein Beispiel zur Erläuterung oder zum Beweis einer Sache für etwas; tatsächliche Beispiele (*exempla rerum*), zum Beispiel (*exempli causa/gratia*).<sup>2</sup>

#### **BEISPIEL**, das (n.)

Mittelhochdeutsch: *bispiel*. Althochdeutsch: *bispil* im Sinne von Gleichnis, Redensart.

Altenglisch: *bispell*, eigentlich: das Dazuerzählte, zusammengesetzt aus *bei* und germanisch *spella-*, n. überlieferte Geschichte, Mythos.

Gotisch: *spill*. Altnordisch *spjall* (meist im Plural). Altenglisch: *spell*. Altsächsisches Althochdeutsch *spel*, das sich bei gleicher Lautform (*spel*) nur mit armenisch *ara-spel* – Sage, Sprichwort – vergleicht, vielleicht weiter mit einem später hinzugefügten Anlaut-s (genannt: *s mobile*) zu den unter *befehlen* aufgeführten Verwandten von lat. *appellare*.

Der Vokalismus ist seit spätmittelhochdeutscher Zeit sekundär an *Spiel* angeglichen worden (vgl. Kirchenspiel). Die heutige Bedeutung – Beispiel, Muster, Vorbild – beruht auf einer Lehnbedeutung von lat. *exemplum*.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> Langenscheidts *Großes Schulwörterbuch Lateinisch-Deutsch*, Berlin/München/Zürich 1982, S. 405f.

<sup>3</sup> Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin/New York 1989, S. 72.

## I. EINLEITUNG

»Per varios usus artem experientia fecit:  
Exemplo monstrante viam.«  
(Marcus Manilius)<sup>1</sup>

Die Arbeit des Philosophen wird primär als eine am Argument und am Begriff aufgefasst. Beispiele spielen hingegen eine sekundäre Rolle, gehorchen sie doch bloß illustrativen Zwecken. Manche Beispiele – wie das Paddel, das sich im Wasser bricht (um die Natur einer optischen Täuschung zu erklären) – sind so alt wie die Philosophie; andere – wie »the cat is on the mat« – dienen der Publikumsbelustigung, bevor sich der Verdacht verdichtet, die Abgründigkeit habe Methode.<sup>2</sup> John L. Austin bemerkte, »Über-Vereinfachung, Schematisierung und dauernde zwanghafte Wiederholung derselben abgenutzten Beispiele (*jejune ›examples‹*)« seien zu notorisch, »als daß man sie als eine gelegentliche Schwäche der Philosophen abtun könnte.«<sup>3</sup> Beispiele, nicht nur die glückenden, sondern auch jene, die scheitern, haben also Gewicht. Welches? Was geschähe, wenn wir alle Beispiele – die einfältigen wie die tiefsinnigen – in philosophischen Texten einfach schwärzten? Begriffe verlören ihren Kontext, Argumentationen begännen zu springen, Theorien würden halt-, da gegenstandslos. Das gegebene Beispiel selbst mag austauschbar sein, der Platz, an dem es steht, ist es nicht.

Das Beispiel selbst ist ein zwitterig' Ding: Der Theorie nach muss es in der Praxis gefunden werden, in der Praxis wird es von Philosophen gewählt, verworfen, zugespitzt oder neu erfunden. Ein Besonderes soll es sein, um *durch sich selbst* ein All-

---

1 Marcus Manilius, *Astronomicon*. Libri quinque, Berlin 1846, hier: Liber 1, Vers 61f., S. 3. Zit. auch bei Michel de Montaigne, »De L'Expérience«, in: ders., *Essais* (1580ff.), Paris 1962, S. 516.

2 »... but I don't believe it is.« – John L. Austin, *How to Do Things With Words* (1962), S. 48; dt.: *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 2002, Vierte Vorlesung, S. 71. Sybille Krämer kommentiert dies wie folgt: »Worin liegt das Abgründige dieser Beispiele? [...] Stets werden Regeln, Konventionen, Gepflogenheiten, also das, was unser ›ziviles Ethos‹ ausmacht, im Vollzug eines Tuns verletzt, düpiert, gefoppt. Das Sollen und das Sein klaffen auseinander, und zwar bemerkenswert weit.« Und weiter: »Das abnorme Beispiel wird Austin zum Instrument [...] eines Außer-Geltung-Setzens der gewöhnlichen philosophischen Kategorisierungen, so dass das Unangebrachte im alltäglichen Gebrauch der Philosophie zutage treten kann. – Sybille Krämer, »Was tut Austin, indem er über das Performative spricht? Ein anderer Blick auf die Anfänge der Sprechakttheorie«, in: Jens Kertscher/Dieter Mersch (Hg.), *Performativität und Praxis*, München 2003, S. 33.

3 John L. Austin, *Sense and Sensibilia*. *Reconstructed From the Manuscript Notes by G.J. Warnock*, Oxford 1962, S. 3; dt. *Sinn und Sinnerfahrung*, Stuttgart 1975, S. 13.

gemeines auszusagen – singular und exemplarisch zugleich. Es *sagt* das eine, aber *zeigen* soll es das andere. Erstaunlich frei bewegt sich das Beispiel zwischen den Polen der Austauschbarkeit eines lateinischen *exemplum* und der Unersetzbarkeit eines griechischen *parádeigma*.

Disziplinär verhalten sich Beispiele grenzgängerisch: Als Anwendungsfälle einer Regel gehören sie zur Logik, als Konkretion von etwas Abstraktem fallen sie in den Bereich der Rhetorik, als ›Probierstein‹ und ›Gängelwagen‹ (Kant) der Urteilskraft sind sie ein wichtiges Mittel der philosophischen Propädeutik.

Ihre Stofflichkeit macht dabei ihr Gewicht aus, während ihre Referenzialität vage bleibt. Beispiele stehen nicht bloß stellvertretend und uneigentlich wie arbiträre Zeichen für anderes, sondern *prototypisch* und *materialiter* für etwas ein, von dem sie selbst ein nur zu demonstrativen Zwecken abgetrennter Teil zu sein versprechen. Zugleich sollen wir eigentümlich durch sie hindurch lesen, um die gemeinte – gedankliche, argumentative – Struktur besser zu erfassen. Umgekehrt bezieht eine Theorie ihre Glaubwürdigkeit und Relevanz in erheblichem Maße darauf, dass es überhaupt einen anzeigbaren – nicht von der Theorie selbst erzeugten – Fall gibt, der klaglos bereit ist, zu sekundieren.

Beispiele gehören damit zur *kritischen Verhandlungsmasse* einer philosophischen Theorie und sind folglich Quelle *beständigen Streits*. Mögliche Fälle finden als kurze Beispiele oder als Gegenbeispiele Eingang in die philosophische Argumentation und werden damit Teil eines selektiven Narrativs, das eigenen imaginativen Gesetzen gehorcht. Selten beherrschen Philosophen die unfreiwilligen Übertragungseffekte, die von dem gewählten Beispiel zurück auf die Theorie ausstrahlen.

Die vorliegende Studie will die Probe aufs Exempel machen: Was bleibt von Immanuel Kants *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, von der Kaskade scheidender Beispiele, für eine ›Handlung rein aus Pflicht‹ her gelesen? In welchem Licht erscheint Martin Heideggers ›Streit von Welt und Erde‹, von Opazität und Transparenz, wenn wir ihn von einer nie besuchten, griechischen Tempelanlage auf italienischem Boden her denken? Was geschieht mit Hilary Putnams berühmtem Gedankenexperiment über *Gehirne im Tank*, wenn Prof. Simon Wright aus den Captain-Future-Heften hierfür Pate steht? Kurz: Welche unfreiwilligen Einsichten verdankt die Theorie ihren Beispielen? Welchen Missbrauch glaubt sie dennoch mit ihnen treiben zu können?

Nur mühsam zähmt der Wille zum Exemplarischen das Skandalon des Singularen – womit endlich auch der systematische Berührungspunkt zur Ästhetik benannt wäre: Angetreten seit Alexander G. Baumgarten, um die Wahrheitsfähigkeit des vormals als *bloß partikular* gescholtenen Einzigartigen zu behaupten (als *veritas singularis de contingentibus*), liefern kanonische ästhetische Texte nicht allein ein Beispielreservoir, sondern werden auch als Zeugnisse der Friktionen les-

bar, die sich zwischen dem Singulären und dem Exemplarischen in systematischer Perspektive auf tun.

## BEISPIELE ALS IMPLIZITER GEGENSTAND DER ÄSTHETIK

Als Pendant hierzu bildet die Frage nach der Situierbarkeit und dem rechtmäßigen Ort der Ästhetik innerhalb der Philosophie den ideengeschichtlichen Fluchtpunkt dieser Untersuchung. Als Gründe für die Freistellung von der traditionellen Zuordnung in theoretische oder praktische Philosophie werden ihre Verstrickung mit der menschlichen Sinnlichkeit, ihr Flirt mit dem Subjektiven, Nutzlosen und Akzidentellen oder ihre Nähe zur Psychologie angeführt.<sup>4</sup> Ästhetik lässt sich mit ethischen, religiösen, sozialen sowie mit politischen Fragestellungen in Berührung bringen. Ihre disziplinäre Offenheit erlaubt es, dass man als Empirist, Rationalist und Metaphysiker, als Phänomenologe, Hermeneut, Sprachanalytiker, Deontologe, Poststrukturalist oder als Frau gewinnbringend über Ästhetik reden kann. Trotz ihrer Anschlussfähigkeit bleibt die Haltung der akademischen Philosophie gegenüber der Ästhetik reserviert (was sich u.a. in der Zahl der dafür bereitgestellten Lehrstühle ausdrückt). Diese Abwehrhaltung erstaunt umso mehr, als sie selbst ein durchaus ästhetisch zu nennendes Verhältnis zur eigenen Theoriebildung und Begriffsschöpfung unterhält. Wer Philosophie treibt, wird Ideen, Spekulationen und Theorien als solche interessant finden, sie auch ob ihrer Stringenz oder Kühnheit, ob ihrer Schönheit oder Dunkelheit willen zum Gegenstand seines Nachdenkens machen. Die Ambivalenz der Philosophie zur Ästhetik und gleichzeitig die Tendenz zur Ästhetisierung der eigenen Theorien und Begriffe gilt es, näher zu klären.

Die Rolle der Ästhetik innerhalb der Philosophie ist marginal und basal zugleich.<sup>5</sup> Seit der Antike tritt sie als Konkurrentin der Philosophie auf und wird doch ob ihrer Sinnengebundenheit ausgegrenzt. Gleichzeitig wird sie seit der Aufklärung als probate Entlastungsphilosophie (Freiheit vom Reich der Notwendigkeit und Zwecke) oder als moderne Ersatzreligion<sup>6</sup> (Rätselcharakter der Kunstwerke)

4 Als Versuch, die Kontroverse, wie sich Ästhetik zur theoretischen und zur praktischen Philosophie verhält, als eine unheilvolle zu einem Abschluss zu bringen, kann die folgende Aufsatzsammlung gelten: Andrea Kern; Ruth Sonderegger (Hg.), *Falsche Gegensätze. Zeitgenössische Positionen zur philosophischen Ästhetik*, Frankfurt/M. 2002.

5 Vgl. zu diesem Befund etwa Gottfried Boehm, »Kunsterfahrung als Herausforderung der Ästhetik«, in: Willi Oelmüller (Hg.), *Kolloquium Kunst & Philosophie I – Ästhetische Erfahrung*, Paderborn 1981, S. 14.

6 »The arts have been exalted by us to a place much higher than any they occupied in Plato's days, or in the middle ages. As a number of authors have remarked, for a certain sort of educated person, art today is religion, i.e. the closest thing to salvation available.« – Hilary Putnam, »Reason and History«, in: ders., *Reason, Truth, and History*, Cambridge 1981, S. 151. Fortan zitiert als *RTH*.

in den Dienst genommen. Nimmt man sie philosophisch überhaupt ernst, läuft sie sogleich Gefahr, zu ernst genommen zu werden. Ihr wird dann Modellcharakter für Erkenntnis, Wahrnehmung, Erfahrung überhaupt zugesprochen. Woher rührt dieser Zug ins Exemplarische bei gleichzeitiger Marginalisierung? Welche Schwäche der Philosophie, welche Stärke der Ästhetik legt er offen?

Meine Vermutung ist, dass die prekäre Stellung der Ästhetik innerhalb der Philosophie weniger mit der Sinnlichkeit als solcher als mit einer der ihr beigeordneten Qualitäten, nämlich mit dem Problem von Singularität, d.h. mit der Erfahrung von Einzigartig- und Einmaligkeit, zusammenhängt; insbesondere mit der prekären oder von manchen philosophischen Schulen ganz in Abrede gestellten Wahrheitsfähigkeit von Einzeldingen oder einzelnen Ereignissen. Bei William James heißt es:

»Greek philosophers soon formed the notion that a knowledge of so-called ›universals‹, consisting of concepts of abstract forms, qualities, numbers, and relations was the only knowledge worthy of the truly philosophic mind. Particular facts decay and our perceptions of them vary. A concept never varies: and between such unvarying terms the relations must be constant and express eternal verities. Hence there arose a tendency, which has lasted all through philosophy, to contrast the knowledge of universals and intelligibles, as godlike, dignified, and honorable to the knower, with that of particulars and sensibles as something relatively base which more allies us with the beasts.«<sup>7</sup>

John Dewey ergänzt diese philosophiekritische Diagnose wie folgt:

»Greek thinkers saw clearly – and logically – that experience cannot furnish us, as respects cognition of existence, with anything more than contingent probability. [...] In the older theory, sense and experience were barriers to true science because they are implicated in natural change. [...] This material, in the older notion, is inherently so particular, so contingent and variable, that by no possible means can it contribute to *knowledge* [...]. Knowledge in its full and valid sense is possible only of the immutable, the fixed; that alone answers the quest for certainty.«<sup>8</sup>

<sup>7</sup> William James, *Some Problems of Philosophy. A Beginning of an Introduction to Philosophy*, London u.a. 1940, S. 53f.

<sup>8</sup> John Dewey, *The Quest for Certainty. A Study on the Relation of Knowledge and Action*, New York 1929 und 1960, S. 26; 83; 82; 83.

Seit ihren Anfängen kapriziert sich die Philosophie deshalb auf Wahrheiten, die vollständig von der Vernunft bewiesen werden und als solche universelle Gültigkeit beanspruchen können. Als Disziplin legitimiert sie sich durch ihren erfolgreichen Durchgriff auf ein von ihr postuliertes, durch Abstraktion erzieltes und durch kategoriale Trennung zum Glänzen gebrachtes Allgemeines, das scheinbar zwanglos für jedermann Gültigkeit und Verbindlichkeit beanspruchen durfte – während das Einzigartige und das Einmalige (Unwiederholbare) ebenso wie die es begleitende Wahrnehmung und Erfahrung als bloß partikular (einzeln), akzidentell (zufällig), kontingent (ohne notwendige Existenz) nachgerade als epistemisch überflüssig erschienen.<sup>9</sup> Genau wie der Begriff des Guten bleibt Wahrheit in der Philosophie – unabhängig von der Frage, ob man sie als *adaequatio rei atque cogitationis* oder nachcartesianisch als Richtigkeit fasste – eng verknüpft mit der Idee praktischer Universalisierbarkeit.<sup>10</sup> Der sich ankündigende Umbruch dieser Sicht lässt sich in Hothos Nachschrift von Georg Wilhelm Friedrich Hegels *Vorlesungen zur Ästhetik* mitverfolgen:

»Bekanntlich hat Platon in tieferer Weise an die philosophische Betrachtung die Forderung zu machen angefangen, daß die Gegenstände nicht in ihrer *Besonderheit*, sondern in ihrer *Allgemeinheit*, in ihrer Gattung, ihrem Anundfürsichsein erkannt werden sollten, indem er behauptete, das Wahre seien nicht die *einzelnen* guten Handlungen, wahren Meinungen, schönen Menschen oder Kunstwerke, sondern das Gute, das Schöne, das Wahre selbst. [...] Allein diese Betrachtung des Schönen für sich in seiner Idee kann selbst wieder zu einer abstrakten Metaphysik werden, und wenn auch Platon dabei zur Grundlage und zum Führer genommen wird, so kann uns doch die Platonische Abstraktion, selbst für die logische Idee des Schönen, nicht mehr genügen. Wir müssen diese selbst tiefer und konkreter fassen, denn die Inhaltslosigkeit, welche der Platonischen Idee anklebt, befriedigt die reicheren philosophischen Bedürfnisse unseres heutigen Geistes nicht mehr.«<sup>11</sup>

9 Georg Wilhelm Friedrich Hegel war schließlich der Erste, der versuchte, demgegenüber eine »konkrete und so für sich seiende Allgemeinheit« als die »immanente Idee des Selbstbewußtseins« geltend zu machen. Nur auf spekulative Weise, so Hegel, könne diese konkrete, *durchdrungene* Allgemeinheit im Unterschied zur bloß abstrakten, äußerlichen Allgemeinheit, als »das, was man das *Vernünftige* nennt«, gefasst werden. – Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Hamburg 1955, § 24 Anm. 1, S. 43.

10 So wundert es nicht, dass auch die dritte Größe in der illustren Trias, das Schöne, den Anspruch auf Allgemeingültigkeit aufrechterhalten musste, selbst wenn sie ihn, wie Kant wusste, de facto nie würde einlösen können.

11 Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, Frankfurt/M. 1990, S. 39. Fortan zit. als *VÄ I (Hotho)*.



Die disziplinäre Eigenständigkeit der Ästhetik innerhalb der Philosophie, die mit Baumgartens lateinischen *Aesthetica*-Schriften von 1750 und 1758 ihren akademischen Ausgang nimmt, ist eng mit der Entdeckung einer ›unreinen‹ Wahrheit verknüpft: der Wahrheit des sinnlich vermittelten Einzeldings. Baumgarten übersetzt Ästhetik – unabhängig davon, ob sie als »Theorie der freien Künste« oder als »Kunst des schönen Denkens« Gestalt gewinnt – schlicht als »scientia cognitio- nis sensitivae«, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnisse.<sup>12</sup> Ihr Ziel und Ende (*finis*) sei nichts Geringeres als die tätige »Vervollkommnung (*perfectio*) der sinnlichen Erkenntnis als solcher«.

### SINGULARITÄT UND EXEMPLARITÄT ALS KENNZEICHEN DER ÄSTHETIK

»[D]ie Mannigfaltigkeit des Seins liegt zwischen zwei Nächten, haltungslos, sie ruht auf dem Nichts [...].«  
(Hegel)<sup>13</sup>

Dass es mir bei meiner Beschäftigung mit dem Beispiel in der Philosophie nicht einfach um ein philologisches Interesse geht, dürfte deutlich geworden sein. Die Frage nach den Beispielen ist seit Baumgarten auf das Engste mit einem entscheidenden Moment und Einsatz der ästhetischen Gründungstheorie verbunden. In einer Formulierung von Roland Barthes handelt es sich um den alten Traum vom *absolut Besonderen* (*le Particulier absolu*), in dem Einzigartigkeit zum Synonym für Zufälligkeit und Abenteuer wird, wenn sich »die unbeschränkte, blinde und gleichsam unbedarfte Kontingenz« (*la Contingence souveraine, mate et comme bête*) mit dem Wirklichen (*le Réel*) »in seinem unerschöpflichen Ausdruck« (*son expression infatigable*) trifft.<sup>14</sup> Am Beispiel der Photographie eines Nadar, eines Alfred Stieglitz oder André Kertész spricht Barthes von »*la science impossible de l'être unique*«,<sup>15</sup> einer *mathesis singularis* jener *individua* oder *singularia*, deren Existenz die singulären Termini unserer Sprache – seit Wilhelm von Ockham – nur unvollständig und schattenhaft verbürgen. Das Skandalon der Ästhetik besteht – Barthes' Text verweist zurück auf dieses Motiv – seit Baumgarten darin, ein Einzelding, ein sinnliches, endliches, konkretes Etwas in den Rang einer Erkenntnis zu befördern, die nicht einfach via der ›unteren Erkenntnisvermögen‹ der höheren,

12 Alexander G. Baumgarten, *Aesthetica/Theoretische Ästhetik*, lat./dt., Hamburg 1988, § 1, S. 2. Fortan zit. als *ThÄ* für den deutschen und als *Ae* für den lateinischen Text.

13 Hegel, »Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie«, in: ders., *Jenaer Kritische Schriften I*, Hamburg 1979, S. 16f.

14 Roland Barthes, *La chambre claire. Note sur la photographie*, Paris 1980, S. 15; dt. *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*, Frankfurt/M. 1989, S. 12.

15 Ebd., Kap. 28, frz. S. 110.

abstrakteren Erkenntnis sekundiert, sondern mit dem antiken Muster bricht, dass sich Wahrheit und Allgemeinheit (*veritas generalis*) nur jenseits der sinnlichen Welt der Sichtbarkeit zu offenbaren vermag.

Die »Schönheit (*pulchritudo*) der sinnlichen Erkenntnis« stellt genau wie die »Feinheit« (*elegantia*) ihrer Gegenstände eine in sich gelungene Komposition dar (*perfectiones compositae*), die ob ihrer *nulla perfectio simplex*, d.h. ob ihrer nicht-einfachen Vollkommenheit, für Baumgarten durchaus allgemeingültig (*universalis*) genannt werden darf.<sup>16</sup> Wie Hans-Georg Gadamer konstatiert, ist eine solche *cognitio sensitiva*, eine »sinnliche Erkenntnis«, in der »großen Tradition von Erkenntnis, die wir seit den Griechen pflegen, [...] ein Paradox«, denn Erkenntnis »ist etwas immer erst, wenn es die subjektive sinnliche Bedingtheit hinter sich gelassen hat und die Vernunft das Allgemeine und Gesetzhafte in den Dingen begreift.«<sup>17</sup> Am Beispiel eines Sonnenuntergangs, der »uns bezaubert«, macht Gadamer klar, dass gerade nicht sein *pars-pro-toto*-Charakter hier für uns von Belang ist:

»Seine »Wahrheit«, die (...) [der Sonnenuntergang, M.S.] für uns hat, besteht nicht in einer an ihm zur Darstellung kommenden allgemeinen Gesetzlichkeit. Vielmehr meint *cognitio sensitiva*, daß auch in dem, was scheinbar nur das Partikulare der sinnlichen Erfahrung ist und das wir immer auf ein Allgemeines hin zu beziehen pflegen, plötzlich angesichts des Schönen uns etwas festhält und nötigt, bei dem individuell Erscheinenden zu verweilen. – Was geht uns darin an? Was ist es, das darin erkannt wird? Was ist wichtig und bedeutsam an diesem Vereinzelten, daß es den Gegenanspruch erheben kann, auch Wahrheit zu sein, und daß nicht nur das »Allgemeine«, wie die mathematisch-formulierten Naturgesetze, wahr ist? Auf diese Frage eine Antwort zu finden ist die Aufgabe der philosophischen Ästhetik.«<sup>18</sup>

Das Projekt der Ästhetik ist damit von Anfang an ein ketzerisches, weil es den Wahrheitsanspruch des Abstrakten, Allgemeinen mit seinem Pochen auf die Wahrheit des Einzeldings (*veritas singularis*) unterläuft. Jean-Jacques Rousseau nimmt im *Livre Premier* (es behandelt in der Rückschau die Jahre 1712–1728) seiner *Confessions* Baumgartens Impuls einer *veritas singularis* auf einmalige, revolutionär-rebellische Weise auf, wenn er programmatisch schreibt: »Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple, et dont l'exécution n'aura point d'imitateur. Je veux montrer à mes semblables un homme dans toute la vérité de la nature; et

16 Baumgarten, *Ae/ThÄ*, § 24, S. 14f.

17 Hans-Georg Gadamer, *Die Aktualität des Schönen. Kunst als Spiel, Symbol und Fest* [Vortrag von 1974], Stuttgart 2003, S. 21.

18 Ebd.

cet homme, ce sera moi.«<sup>19</sup> Rousseau plant also mit seinen Büchern, das wird selbst das größte und am schwersten zu rechtfertigende Geständnis<sup>20</sup> werden (nämlich das eine, das alle andere Geständnisse mit sich bringt): »ein Unternehmen, das kein Vorbild hat und dessen Ausführung auch niemals einen Nachahmer finden wird.«<sup>21</sup> Vorbildlos und zugleich ohne selbst ein Beispiel zu geben, und darum einzigartig, nicht kopier-, nicht imitierbar zu sein – das macht in Rousseaus Worten das Skandalon einer veritablen *veritas singularis* aus.

»Ich will vor meinesgleichen einen Menschen (*un homme*) in aller Wahrheit der Natur zeigen«,<sup>22</sup> aber wie? Wie lässt sich ein natürlicher – unkorrupter, absolut wahrheitsfähiger – Mensch zeigen, der zugleich in das *vorbildlich vorbildlose Geschehen* von Rousseaus Projekt passt? Ganz einfach: »Cet homme, ce sera moi« – »und dieser Mensch werde ich sein.«<sup>23</sup> Was für ein Schachzug! Das wäre tatsächlich in der bekannten, exemplarischen, barocken Wissensordnung undenkbar, einer für alle; ein ganz gewöhnlicher *homme*, der in eigenem Namen einen neuen Typus von Exempel zu geben sich anschickt: das nicht-repräsentative, das nicht-vorbildliche Vorbild wider Willen und wider besseres Wissen. Rousseau setzt sogleich nach:

»Moi seul. Je sens mon coeur, et je connais les hommes. Je ne suis fait comme aucun de ceux que j'ai vus; j'ose croire n'être fait comme aucun de ceux qui existent. Si je ne vaudrais pas mieux, au moins je suis *autre*. Si la nature a bien ou mal fait de briser le moule dans lequel elle m'a jeté, c'est ce dont on ne peut juger qu'après m'avoir lu.«<sup>24</sup> [Herv. M.S.]

Die Anspielung auf die längst zerbrochene tönernerne Form (*moule*) fasst Rousseaus Anspruch prägnant zusammen: Aus einer solchen Form lässt sich kein zweiter Rousseau, keine Kopie herstellen; ihr Produkt ist singular und von ihrem Ursprung unwiederbringlich abgeschnitten. Der »geborene Mensch« kann nicht in den Mutterleib zurück. Diese Doppelheit zeichnet die Fallhöhe von Rousseaus

19 Jean-Jacques Rousseau, *Les Confessions* (1781), Livre Premier, Paris 1889, S. 3.

20 Noch bevor wir erfahren, dass Rousseau »einmal in den Kochtopf einer unserer Nachbarinnen, die Frau Clot hieß, gepisst [hat]«. – Rousseau, *Bekenntnisse*, Erstes Buch, Frankfurt/M. 1966/1985, S. 43.

21 Ebd., S. 37.

22 Ebd.

23 Dt. ebd., frz. S. 34.

24 Rousseau, *Les Confessions*, S. 34; dt. *Bekenntnisse*, S. 37: »Einzig und allein ich. Ich fühle mein Herz – und kenne die Menschen. Ich bin nicht gemacht wie irgendeiner von denen, die ich bisher sah, und ich wage zu glauben, daß ich auch nicht gemacht bin wie irgendeiner von allen, die leben. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich doch wenigstens *anders*. Ob die Natur gut oder übel daran getan hat, die Form zu zerbrechen, in der sie mich gestaltete, das wird man nur beurteilen können, nachdem man mich gelesen.« [Herv. M.S.]

Argument aus: Er beanspruche keine Autorität über seiner eigenen; es gebe niemanden, der ihm gliche, aber auch niemanden, der ihm das Scheitern abnähme; zugleich dürfe es auch niemanden geben, der seinem Beispiel nacheifern könne. Warum diese doppelte Rückversicherung? Keinem Beispiel zu folgen und kein Beispiel zu geben, heißt das nicht auch, keinem Beispiel folgen und keines geben *zu wollen*? Geht es um eine innere Notwendigkeit oder um eine freie Entscheidung? Könnte es sich dabei um ein einschließendes Oder handeln, das beide Möglichkeiten zugleich zulässt? »Ces remarques sont, si l'on veut, puériles, mais il en résulte pourtant un exemple peut-être unique depuis qu'il existe des enfants.«<sup>25</sup> Das Beispiel, sei es gewöhnlich, sei es unheilvoll oder eben beides zugleich,<sup>26</sup> spielt von der ersten Seite der Bekenntnisse an eine ausgezeichnete Rolle; es ist lehrreich, genau in dem Maße, in dem es selbst die Erkenntnis singularisiert, in dem es polarisiert, wertet, Partei ergreift. Ein Beispiel, aus dem jeder etwas anderes lernt (auch einander Ausschließendes), organisiert einen neuen Typus von Erkenntnis – eine *Bekanntnis-Erkenntnis*.

#### EXEMPLARITÄT ALS QUASI-ALLGEMEINHEIT

»Allein Unwahres, Zeitliches und Vergängliches« genießt – wie Hegel in seiner Antrittsvorlesung achtundsechzig Jahre später nicht zu spotten vergisst – in Deutschland »gleichsam den Vorzug, [...] erkannt zu werden.«<sup>27</sup> Die Inauguration der Ästhetik als philosophische Teildisziplin, die sich zudem großer Beliebtheit beim gebildeten (Lese-)Publikum erfreut (bei den Bürgern Preußens nach dem Wiener Kongress zumal, denen kein politisches Mitspracherecht, wohl aber der belanglose Zeitvertreib des Salonlebens und der Tischgespräche gestattet ist), bleibt – trotz oder wegen Baumgartens Verve – von Anfang an mit diesem Verdacht belegt, das Einzelding könne sich der neuen ästhetischen Wertschätzung als unwürdig erweisen, weshalb ja auch Kants Geschmacksästhetik es nur noch als Auslöser der ästhetischen Lust in seiner *Kritik der Urteilskraft* vorkommen lässt.

Das ästhetische Urteil kann für Kant folgerichtig »nur *exemplarisch* genannt werden, d.h. eine Notwendigkeit der Beistimmung aller zu einem Urteil, was wie [das] Beispiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann, angesehen

25 Rousseau, *Les Confessions*, S. 44; dt. *Bekanntnisse*, S. 48: »Diese Bemerkungen sind, wenn man so will, kindisch, aber sie enthalten nichtsdestoweniger ein Beispiel, das vielleicht einzig in seiner Art ist, seit es Kinder gibt.«

26 Vgl. ebd., S. 49.

27 Hegel, »Konzept der Rede beim Antritt des philosophischen Lehramtes an der Universität Berlin« (1818), in: ders., *Werke*, Bd. 10, Frankfurt/M. 1986, S. 402.

wird.«<sup>28</sup> Als Produkt von Genie ist ein Kunstwerk daher »ein Beispiel nicht der Nachahmung (denn da würde das, was daran Genie ist und den Geist des Werks ausmacht, verloren gehen), sondern der Nachfolge für ein anderes Genie«. <sup>29</sup> Als Gegengewicht müssen die Ästhetiker die Auszeichnung des Singulären auf mehr und anderes denn nur auf rhetorische Überredungs- oder Beschwichtigungskünste gründen. An dieser Stelle bietet sich für Baumgarten wie für Kant eine neue strategische Wendung an, die zudem den Vorteil genießt, die offensichtliche philosophische Schwäche der Ästhetik – die prekäre Wahrheitsfähigkeit ihrer konkreten Gegenstände – in eine Stärke umzumünzen. Wenn das konkrete Einzelne schon nicht ewig, unvergänglich, universell und im klassischen Sinne wahrheitsfähig sein kann, dann muss es wenigstens *exemplarisch* werden, d.h. im konkreten Beispiel, das es zu geben bereit und in der Lage ist, über die Begrenztheit und Endlichkeit der eigenen Existenz hinauszudeuten.<sup>30</sup>

Exemplarität erscheint dann als probater Komplementärbegriff, der sich zum philosophisch gerade erst auffällig werdenden Konzept von Singularität gesellt. Ein Konzept wiederum, das sich im nicht-ästhetischen Kontext in der erstmaligen Wertschätzung des Individuums und seines freien Willens artikuliert und fortan die politische Philosophie der Aufklärungsepoche dominiert. Individualität und Individualisierung zählen seither zum prägenden Zug, ja zum routinierten Selbstverständnis der westlichen Geisteswelt. Es verwundert also nicht, dass Giorgio Agamben leichtes Spiel hat, wenn er die ›kommende Gemeinschaft‹ wieder in einer extrem partikularen Form von Beliebigkeit aufdämmern sieht, frei nach Andy Warhols Motto und Buchtitel *From A to B and Back Again*, denn »eine Singularität, die als solche ausgestellt wird, ist beliebig (*quodlibet*), d.h. liebenswert.«<sup>31</sup> Allerdings ist es, wie Maurizio Ferraris betont,

»keineswegs leicht, das Gewöhnliche vom Außergewöhnlichen zu dissimilieren; so wie es nicht leicht ist, das bestimmende vom reflektierenden Urteil zu dissimilieren. Etwas ist zugleich der einem bestimmenden Urteil unterworfenen Fall eines gegebenen Gesetzes (›Dies ist eine Feder.«) und ein Schema des Wiedererkennens (›Such eine Feder wie diese!«). [...] [D]amit ein bis jetzt noch nicht klassifizierter singulärer Fall Prinzip eines Gesetzes werden könne, ist es notwendig, dass er eine gewisse Exemplarität erlangt;

28 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft* (1790, 1793 und 1797), Hamburg 1990, § 18, S. 62. Fortan zit. als *KU*.

29 Ebd., § 49, S. 200.

30 Diese Bewegung hin zur Exemplarität des Ästhetischen unterstreicht auch Maurizio Ferraris' *Experimentelle Ästhetik*, Wien 2001, insbes. S. 72–79.

31 Giorgio Agamben, *Die kommende Gemeinschaft*, Berlin 2003, S. 10; und ebd., S. 9f.: »Ist doch das Intelligible, einer schönen Formulierung des Gersonides zufolge, weder ein Allgemeines noch ein in einer Serie enthaltenes Individuum, sondern die ›Singularität als beliebige Singularität‹.«

es ist dies die Eventualität, die Kant in bezug auf die Kunstwerke geltend macht (der singuläre Fall, der sich an den Anfang eines Kanons stellt [...]). Wenn wir nun also zu erkennen versuchen, was all diese Leistungen (ein beliebiger Fall zu sein, ein Wiedererkennungsprinzip, sich an den Anfang eines Gesetzes zu stellen) zusammenhält, finden wir uns vor einer wesentlich teleologischen Dimension wieder. Das Beispiel begibt sich in den Dienst der Imitation, *jener spezifischen Form der Imitation, die in der Anwendung besteht*; das Gegenwärtige (das gegenwärtig Seiende) sieht sich für eine noch kommende Verwendung vor, für einen Zweck, der noch nicht erfüllt ist.«<sup>32</sup>

Um die Frage zu beantworten, wie es um 1750 gelingen kann, Einzelheit – für Hegel war sie siebenzig Jahre später bloß noch das fade Gegenstück zur ebenso faden *abstrakten Allgemeinheit* – als philosophisch interessantes Phänomen zu entwerfen, wie die Unverfügbarkeit, Einzigartigkeit und Unwiederholbarkeit des ästhetischen Erlebens anschlussfähig gemacht, d.h. nicht in apodiktischer oder aporetischer Weise thematisiert werden kann, wird Exemplarität als *teleologische Vorausprojektion einer künftigen Bedeutung* eine wichtige Rolle spielen. Sie erscheint als epistemische Ersatz-Auszeichnung, als größtmögliche Annäherung, als *alternative* Spielart und als *Sekundärform* von Allgemeinheit, als eine dem Einzigartigen und Unwiederholbaren gemäße und ihr mögliche, temporäre Überzeitlichkeit.<sup>33</sup> (Unwiederholbarkeit wird zum entscheidenden Qualitätsmerkmal und zum Grund für die Wertschätzung des Individuellen, so wie die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit bald zum *insignium* ästhetischer Erfahrung avanciert.) Dass sich hieraus sogleich eine Reihe von Problemen ergibt, insbesondere für die Ästhetik, die fortan – als Ganzes – so gerne als Vorreiterin und ausgezeichnete Disziplin innerhalb der Philosophie in Dienst genommen wird, kann an dieser Stelle nur angerissen werden.

Susan Neiman drückt, wenn auch unfreiwillig, die unüberbrückbare Differenz zwischen dem Singulären und dem Exemplarischen im Vorwort zur deutschen Ausgabe ihres ideengeschichtlichen Traktats *Evil in Modern Thought* so aus:

<sup>32</sup> Ferraris, *Experimentelle Ästhetik*, S. 75.

<sup>33</sup> Nicht zufällig spielt Exemplarität auch in Kants Versuch, das Genie zu definieren, eine herausragende Rolle als korrektive Kraft, um den »originalen Unsinn«, sprich die als prekär empfundene Originalität und Besonderheit des Genies einzudämmen. Die »Produkte« des Genies müssen, um als solche anerkannt zu werden, »zugleich Muster, d.i. *exemplarisch* sein [...]; mithin, selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, anderen doch dazu, d.i. zum Richtmaße oder Regel der Beurteilung dienen müssen.« Das ist insofern erstaunlich, als ja das Genie gerade das besondere Talent auszeichnet, »dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen.« – Kant, *KU*, § 46, S. 182.

»Die Frage, wie es möglich war, daß dasselbe Volk Kant, Bach und die Gaskammern hervorbrachte, kümmerte mich dabei wenig. Die damals ungewöhnliche Entscheidung, als Jüdin – noch dazu ohne deutsche Wurzeln – nach Deutschland zu kommen, war eine persönliche Antwort darauf. Das Entsetzliche, das von deutschem Boden ausging, war zwar *exemplarisch*, aber nicht *einzigartig*. Das Land, aus dem ich kam, hat schließlich auch so manches auf dem Kerbholz – wenngleich nicht so sichtbar und so eindeutig, dafür war aber auch die Reue nicht so sichtbar und so eindeutig.«<sup>34</sup>  
[Herv. M.S.]

Ganz abgesehen davon, ob Neimans Satz zutrifft (und etwa von einem Holocaust-Überlebenden so vertreten würde), lässt sich dieser Satz umdrehen? ›Einzigartig, aber nicht exemplarisch‹? Wohl kaum! D.h. im Umkehrschluss und in Neimans Fassung: das Einzigartige ist defizitär, das Exemplarische hingegen ist immer reich, übertoll. Aber ist nicht auch ein wichtiges Argument darin versteckt? Nämlich dass Exemplarität das Einzigartige überhaupt erst zum Verschwinden bringt? Oder muss man, wie Jean-François Lyotard das in seinen Streitgesprächen mit Derrida, Gandillac, Kofman, Lacoue-Labarthe u.a. in *Sprechen ›nach Auschwitz‹* tut, darauf beharren, dass das Grauen – gemeint ist der organisierte Juden- und Völkermord der Nationalsozialisten – einzigartig war und genau deshalb *nicht* exemplarisch sein kann?<sup>35</sup>

Mit ›Auschwitz‹ bezeichnen wir, so Lyotard, etwas, das die spekulative Kette unserer Sätze unterbricht. Doch jeder Satz, der als Fall aufgefasst werde, auch der gerade geäußerte, könne wiederum zum Modell werden, selbst für das Namenlose oder das Inkommensurable des Schreckens des industriell betriebenen Massenmords. Lyotard wendet sich deshalb gegen Adornos Versuch, ›Auschwitz‹ als affirmatives »Modell für und in der negativen Dialektik« zu nehmen.<sup>36</sup> Erst angesichts des Beispiellosen scheitert der Versuch von Sinngebung (selbst der negativen). Doch gerade weil es gegenüber dem Singulären keine Verknüpfungsregel

34 Susan Neiman, *Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie*, Frankfurt/M. 2004, S. 12.

35 »›Auschwitz‹ ist ein Modell, kein Beispiel. Das Beispiel, sagt Adorno, hatte in der Philosophie seit Plato bis zur Hegelschen Dialektik die Funktion, eine Idee zu illustrieren; es steht in keiner notwendigen Verbindung zu dem, was es illustriert, sondern bleibt ihm ›gleichgültig‹. Das Modell dagegen ›geleitet ins Sachhaltige‹. ›Auschwitz‹ illustriert als Modell die negative Dialektik nicht. [...] Das Modell entspricht dieser Umkehrung der Bestimmung der Dialektik: es ist der Name von irgend etwas (einer Para-Erfahrung, einer Para-Empirie) in dem die Dialektik einem nicht-negierbaren Negativ begegnet [...]. Dort, wo die Verletzung des Geistes nicht verheilt. Wo, schreibt Derrida, die Investition in den Tod sich nicht vollständig amortisieren lässt.« – Jean-François Lyotard, *Streitgespräche, oder: Sprechen ›nach Auschwitz‹*, Bremen 1982, S. 13.

36 Ebd., S. 19; vgl. auch S. 65.

gebe – »wir suchen sie«<sup>37</sup> –, sei es nötig, das Wagnis der Verknüpfung (über den Abgrund des Inhumanen) einzugehen, auch auf die Gefahr des Missverstehens, der Unkenntnis und des Vergessens hin: »Es muß verknüpft werden«,<sup>38</sup> wäre so verstanden eine (beinahe) ethische Forderung, alles andere selbst ein ›Verbrechen‹.<sup>39</sup>

Zu verknüpfen und das heißt, Sinn zu stiften, ohne daraus wiederum eine Regel, etwas Ableitbares zu machen, das ist der Versuch, dem Singulären einen Ort im Diskurs zu geben, ohne es als Skandalon aufzulösen oder zu entschärfen, zugleich aber – und das ist noch wichtiger – es nicht durch Schweigen zu sakralisieren. Nach Lyotard lässt es sich nicht verhindern, dass aus dieser Verknüpfung des Unverknüpfbaren wider besseres Wissen ein neues, besseres Modell für Verknüpfungen und Sinnstiftungen überhaupt entsteht. Zu verknüpfen hieße dann jedoch, anzuerkennen, dass dadurch immer auch getrennt wird. Eine Konjunktion bedeutet nichts anderes, als zwei ähnliche und doch anders starke Größen für einen kurzen Moment unter dasselbe Joch zu spannen. Das für diese Überlegungen titelgebende Singuläre und das Exemplarische bleiben in diesem Sinne Antipoden. Das zeigt sich besonders deutlich in jener Wissenschaft, die sich dem Singulären von seiner apolitischen Seite zuwendet.

## **DIE GEGENSTÄNDE DER ÄSTHETIK UND IHR UNFREIWILLIG BEISPIELHAFTER CHARAKTER**

Wie werden singuläre Gegenstände (wie etwa Kunstwerke) oder durch ihre Intensität und Qualität ausgezeichnete Ereignisse (wie etwa ästhetische Erfahrungen) *überhaupt zum Gegenstand* der philosophischen Auseinandersetzung? Denn, so die Beobachtung, trotz der Ubiquität ihrer Verwendungs- und der Exemplarität ihrer Wirkungsweisen bleibt der materiale *counterpart* der ästhetischen Theoriebildung seltsam ungeklärt, während der ideelle Part Gefahr läuft, zu einer Kallistik zusammenzuschnurren. Nicht alle Probleme lassen sich dadurch auflösen, dass man statt Ästhetik Kunstphilosophie betreibt. Warum sollte die stärker begriffsorientierte Ästhetik nicht in der Lage sein, auch die Fallstricke der praxisfreudigen Kunstphilosophie mitzureflekieren? Wie konkretisiert und materialisiert sich das Gegenstück der Theoriebildung (über das Schöne und Hässliche in der Ästhetik)? Wie spielen Einzeldinge (z.B. als Kunstwerke in der Kunstphilosophie) oder ästhetische Erfahrungen (in der ästhetischen Theorie) als Gegenstände des Denkens in philosophische Texte hinein? Theodor W. Adorno fasst das gestellte Problem zusammen und löst es wie folgt:

37 Ebd., S. 66.

38 Ebd., S. 73.

39 Das wüssten – vor allen anderen – die Heiden, sagt Lyotard, ebd., S. 75.



»Ist in der Erfahrung des Realen das Allgemeine das eigentlich Vermittelte, so in der Kunst das Besondere; fragte die nicht-ästhetische Erkenntnis, in Kantischer Formulierung, nach der Möglichkeit allgemeiner Urteile, so fragt ein jedes Kunstwerk, wie unter der Herrschaft des Allgemeinen ein Besonderes irgend möglich sei. Das bindet Ästhetik, so wenig ihre Methode eine von Subsumtion unter den abstrakten Begriff sein kann, an Begriffe, solche freilich, deren Telos das Besondere ist.«<sup>40</sup>

Die Antwort, »Begriffe [...] deren Telos das Besondere ist«, ist nicht trivial. Ich möchte sie im Kontext unserer Fragestellung jedoch erden, indem ich sie als eine *beispielhafte Begriffskonstellation* fasse, die ihre implizit propädeutische Wirkung für Philosophie und Gesellschaft entfaltet, indem sie mit dem Telos des Besonderen *ernst macht*. Das Einzelding gerät dann als herbeizitierter Referenzgegenstand oder als dessen Miniaturbeschreibung, d.h. als Text im Text, aber eben auch als *Fall* und als *Beispiel* in einer noch auszuformulierenden Argumentation in den Blick. Baumgarten erwähnt sie in seinem Gründungstext an vielen Stellen, die für den Pädagogen immer wieder notwendige Rede »in Beispielen, in denen jene abstrakten Erkenntnisse gleichsam im Konkreten vorgefunden werden« (»in exemplis, in quibus tamquam concretis haec abstracta deprehendantur«).<sup>41</sup>

Die Rede vom Fall, der auf das Gemeinte zuzutreffen verspricht und vom Beispiel, das von diesem Fall Bericht und Zeugnis ablegt,<sup>42</sup> als Sammlung prägnanter Referenzobjekte und -erzählungen, als verkürzte Induktionen, Einwort-Referenzen, Miniatur-Narrative mit Vergleichscharakter bis hin zu hochgradig kontrollierten Gedankenexperimenten. Jacques Le Goff definiert den Begriff *exemplum* in seinem Standardwerk über dessen mittelalterliche Wurzeln wie folgt: »Un récit bref donné comme véridique et destiné à être inséré dans un discours (en général un sermon) pour convaincre un auditoire par une leçon salutaire.«<sup>43</sup> Die alle oben genannten Beispielanwärter einigende Funktion besteht darin, einen Ebenen-

40 Bei Adorno heißt es weiter: »Wenn irgendwo, hat die Hegelsche Lehre von der Bewegung des Begriffs in der Ästhetik ihr Recht, sie hat es zu tun mit der Wechselwirkung des Allgemeinen und Besonderen, die das Allgemeine nicht dem Besonderen von außen imputiert sondern in dessen Kraftzentren aufsucht. Das Allgemeine ist das Skandalon der Kunst: indem sie wird, was sie ist, kann sie nicht sein, was sie werden will. Der Individuation, ihrem eigenen Gesetz, ist die Grenze durchs Allgemeine gesetzt.« – Theodor W. Adorno, »Frühe Einleitung«, in: ders., *Ästhetische Theorie*, Frankfurt/M. 1970, S. 521.

41 Baumgarten, *Ae/ThÄ*, § 443, S. 72f.

42 Beispiele sind in philosophischen Texten der Form (aber nicht immer der Sache) nach stets Fallbeispiele. Stets tragen sie eine *extratextuelle Referenz* in den Text hinein, denn das Beispiel *zeugt* von einem Fall, der verspricht, sich dem Gesagten zu unterwerfen, dergestalt, dass er signalisiert, er *sei* tatsächlich das hier gemeinte Ereignis oder Ding. Rede ich fortan von Fällen, meint dies die Sach- oder Gegenstandsebene des gegebenen Beispiels; spreche ich hingegen vom Beispiel, ist eher die rhetorische oder intratextuelle Dimension des Gesagten im Fokus.

43 Jacques Le Goff/Claude Bremond/Jean-Claude Schmitt, *L'Exemplum*, Turnhout 1982, S. 37f.

wechsel innerhalb der Argumentation zwecks ihres Fortkommens mit anderen, anschaulicheren Mitteln herbeizuführen: »Par les exemples on implante à travers une séquence narrative des expériences à un discours théorique.«<sup>44</sup>

Wörtlich bedeutet das deutsche Wort Beispiel (*bispiel*) das *Dazuerzählte*, abgeleitet vom Angelsächsischen *spell*, das sich im 13. Jahrhundert als Oberbegriff für »alle kurzen Erzählformen, die auf lehrreiche Auslegung gerichtet sind«,<sup>45</sup> durchsetzt. Jacob Grimm betont den beiläufigen, unangestregten Charakter einer solchen miniaturisierten *narratio*, wenn er das Beispiel als die »Erzählung des gerade am Wege liegenden«<sup>46</sup> auffasst. Fast immer hat das Beispiel in der langen Geschichte seiner Verwendung propädeutischen Charakter, wobei es als Gegenbeispiel ebenso überzeugen kann wie als Fallbeispiel. Stets hat das Beispiel als »récit efficace«<sup>47</sup> etwas zu sagen, indem es etwas zeigt, *anschaulich, fühlbar macht*, das zunächst abstrakt und allgemein blieb. Es hat daher – in Kants Augen – keine geringere Aufgabe, als »die *Realität* unserer Begriffe darzutun«,<sup>48</sup> indem es die Vorstellungskraft (*imaginatio*) anregt und in einer so herbeigeführten ›Quasi-Erfahrung‹ der Konzepte zu deren Akzeptanz beiträgt.

Friedrich Schlegel hebt in seinen Notizen *Zur Philologie* ausführlich auf die belebende Kraft der ›Beispiele‹ ab, ohne die kein philosophischer Aufsatz den »rechten Nerv« treffe; doch verzeichnet er bereits eine scharfe Abgrenzung zur Philosophie, die solche Hilfsmittel eigentlich nicht nötig habe.<sup>49</sup> Schlegel hat bereits ein Bewusstsein davon, dass das Beispiel beim Philosophieren stören könnte.

In Ästhetik und Kunstphilosophie bilden nun interessanterweise die ihrerseits völlig textförmigen Beispiele zugleich unfreiwillig, wie es scheint, den eigentümlichen Gegenstand, d.h. das explizite Referenzobjekt des theoretisch Explizierten. Die Arbeit des Ästhetikers besteht darin, über ästhetische Phänomene in ihrem intrinsischen Zusammenhang zu sprechen; aber vor den Augen seiner Leserschaft lassen sich diese – wenn sie überhaupt Eingang in die theoretische Erörterung finden – nur in Gestalt von fragmentarisch verkürzten und exemplarisch zugeschnit-

44 Sabrina Ebbesmeyer, »Veritas ergo suis locis maneat, nos ad exempla pergamus.« Fonction et signification de l'exemple chez Pétrarque», in: Thomas Ricklin (Hg.), *Exempla docent. Les exempla philosophiques de l'Antiquité à la Renaissance*, Paris 2007, S. 372; vgl. dt.: <http://www.phil-hum-ren.uni-muenchen.de/SekLit/P2004A/Ebbesmeyer.htm>.

45 J. Klein, »Beispiel«, in: Gerd Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 1, A–Bib, Darmstadt 1992, Sp. 1431.

46 Jacob Grimm zit. nach Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, S. 94. Vgl. hierzu auch Stefan Willer, »Was ist ein Beispiel? Versuch über das Exemplarische«, in: Gisela Fehrmann u.a. (Hg.), *Originalkopie. Praktiken des Sekundären*, Köln 2004, S. 63, Fußnote 13.

47 Jacques Berlioz, »Les recherches en France sur les *exempla* médiévaux, 1968–1988«, in: Walter Haug/Burghart Wachinger (Hg.), *Exempel und Exempelsammlungen*, Tübingen 1991, S. 296.

48 Kant, *KU*, § 59, S. 254. [Herv. M.S.]

49 Friedrich Schlegel, »Zur Philologie« (1797), in: ders., *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 16, Paderborn u.a. 1981, hier S. 37, Nr. 32.

tenen Fallbeispielen ausbreiten. Dort werden sie nicht einfach ausgestellt und mit interesselosem Wohlgefallen betrachtet, sondern vom neuen Textkorpus eingemeindet. Beispiele sind das, was der philosophische Text in der Ästhetik *anstelle* der gemeinten Dinge und Phänomene selbst herbeizitiert, als *belastbare Zeugen* für die Triftigkeit und Relevanz des Gesagten; gleichzeitig als Reflexionsmedien und als Demonstrationsobjekte, also genau das, was – vor den neugierig gewordenen LeserInnen – weiteren Untersuchungen wie ein zu öffnender Körper auszusetzen ist.

## BEISPIELE UND ZITATE

Ein verwandtes Phänomen zu dieser temporären Ununterscheidbarkeit von Gegenstandsbezug und Beweisverfahren der Ästhetik im Moment des Beispielgebens hat Erhard Schüttpelz für die Literaturwissenschaft bemerkt, wenn er – mit Novalis – die Ähnlichkeit der Praxis des Zitierens und des Beispielgebens herausstellt und bemerkt, dass »im Zitieren der Objektbezug der Philologie und ihre Verfahren« – sprich das Hineinkopieren der Primärliteratur in den sie analysierenden Sekundärtext – »konvergieren.«<sup>50</sup> Einerseits handelt es sich in beiden Fällen um Belegverfahren, die eine langwierige Diskussion durchaus abzukürzen vermögen, andererseits bleiben Beispiele wie Zitate auch Fremdkörper mit eigenen autoritativen Ansprüchen, die einer eingehenderen Examinierung bedürfen. Die Philologie kämpft – wie das Stefan Willer für die Literaturwissenschaft skizziert hat – in ihrem Umgang mit den Zitaten mit strukturell ähnlichen Problemen wie die Ästhetik mit ihren Beispielen.<sup>51</sup> Auch wenn ich im Folgenden die Unterschiede zwischen Beispielen und Zitaten betonen möchte, bleiben die Parallelen bemerkenswert: Bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts gehören Beispiele wie Zitate zu einer gemeinsamen Wissensordnung. Beide hängen dem in der Frühen Neuzeit ausgebildeten, topischen Ideal der Sammlung an, welches sie nach dem humanistischen *loci-communes*-Prinzip sammelt und ordnet und damit ihre ständige Erreichbarkeit garantiert. Bereits Arnold de Liège fügt in seinem *Alphabetum narrationum* jedem Exemplum einen *modus excerptendi* bei, der die Anwendbarkeit in unterschiedlichen Kontexten und Argumentationszusammenhängen erleichtert.<sup>52</sup> In einer solchen,

50 Erhard Schüttpelz, »Sartor Resartus: Zitierfähigkeit – ein philologisches Compendium«, in: Volker Pantenburg/Nils Plath (Hg.), *Anführen – Vorführen – Aufführen. Texte zum Zitieren*, Bielefeld 2002, S. 93. Dieser Hinweis findet sich auch in Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 51; auch S. 63, Fußnote 3.

51 Vgl. für die folgende Argumentation Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 51–65.

52 »1290 ist A. [Arnold] Prior des Lütticher Dominikanerkonvents. Die drei erhaltenen compilatorischen Werke, datiert durch Angaben des Autors, waren für die Vorbereitung der für den Orden zentralen Predigtstätigkeit bestimmt: 1. *Alphabetum auctoritatum* (1276) umfasst Auszüge

auf Vielfalt und Variabilität aufgebauten Ordnung zählt das Originelle, Spezielle und Einzigartige nicht um seiner Differenz zu allem anderen willen, sondern ob seiner Kompatibilität mit allem anderen. Exemplarität im Sinne von variabler Einsatzfähigkeit und beständiger Austauschbarkeit ist das vorherrschende Ideal. Die Zitat- und Beispielsammlungen sind gemäß einer Topologie der Ähnlichkeit aufgebaut; stets geht es um die Netzwerke und Nachbarschaften, die aus *similia* statt aus *singularia* geknüpft werden.<sup>53</sup> Noch Johann Christoph Gottsched sieht daher in ihrer Zitierbarkeit und Zitierfähigkeit keinen wesentlichen Unterschied zwischen

---

aus Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern zu theologischen Themen, die besonders die Lebensführung betreffen, mit Angabe der Quellen, eingeleitet von Stichwörtern in alphabetischer Ordnung. 2. *Alphabetum narrationum*, verfasst nach 1297 (Kanonisierung Ludwigs IX. am 11. August 1297 vorausgesetzt), abgeschlossen am 14. Januar 1309 (oder 1308), enthält über 800 Wundergeschichten. Umfangreich ist die Anzahl der ausdrücklich angeführten Quellen von der Antike bis in die eigene Zeit: Aesop, Theophrast, Caesar, Seneca, Sueton, Kirchenväter, Apokryphen, Legenden, Scholastiker, Chroniken, aus jüngerer Zeit Caesarius von Heisterbach (160 Exempla), Étienne de Bourbon, Jacques de Vitry, Humbert de Romans, Jacobus de Voragine (40 Zitate aus der *Legenda aurea*). Die Vorlagen sind meist stark gekürzt. Die für praktische Zwecke alphabetisch angelegte Sammlung wurde vielfach genutzt, exzerpiert und im 15. und 16. Jh. ins Französische, Katalanische und Englische übersetzt. 3. *Compendium mirabilium*, als Supplement zum *Alphabetum narrationum* verfasst 1308–1310, behandelt im ersten Teil Naturwunder, Kuriositäten in Ländern, Völkern, bei Tieren und Pflanzen (u.a. auf Isidor und Plinius fußend), vereinigt im zweiten Teil weitere Wundergeschichten, die aus Sueton, Gellius, Flavius Josephus, Chroniken, aber auch aus jüngeren Autoren wie Innozenz III., Vinzenz von Beauvais und wieder Jacobus de Voragine geschöpft sind, auch hier mit ausgiebigen Quellenangaben.« Vgl. Arnold de Liège, *Alphabetum auctoritatum*, außerdem sein *Alphabetum narrationum* (1297–1309), zit. nach Bruno W. Häuptli in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Bd. XXV, Hamm 2006, Sp. 49–52. Zit. nach [http://www.bautz.de/bbkl/a/arnold\\_v\\_Juet.shtml](http://www.bautz.de/bbkl/a/arnold_v_Juet.shtml) (aufgerufen: 09. 07. 2010).

53 Im engeren Wortsinn ist darunter eine »Fundgrube narrativer Belege«, die Sammlung musterhafter Beispielgeschichten zu verstehen, die nach unterschiedlichen Kriterien geordnet, oft mit »rhetorischen Anleitungen« versehen sind, die dem Benutzer – je nach Redesituation (Lobrede, Predigt, wissenschaftliche Disputation, Gerichtsrede u.ä.) – die Auswahl zu erleichtern suchen. Was hier genau als Beispiel fungiert, bleibt vage. *Historia, fabula*, aber auch eine *res gesta* und Zitate erfüllen oft den gleichen, persuasiven und demonstrativen Zweck. Im weiteren Sinn findet der Terminus der Exempelsammlung Anwendung auf die seit der Antike bekannte, sog. Kompilationsliteratur, die eine »hohe Anzahl narrativer Belegmaterialien« aufweist und seit dem Mittelalter sehr oft auf theologische und erbauliche Themen eingegrenzt wurde. Christoph Daxelmüller, »Exempelsammlungen«, in: Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 3, Eup-Hör, S. 55–60, hier S. 55. Eine besondere Blüte erreichen solche Sammlungen im Humanismus, nach 1250 nimmt ihre Zahl und Qualität (was die Auffindbarkeit der Exempel durch alphabetische und stichwortartige Ordnungen betrifft) auffällig zu und hält sich bis zur Reformationszeit. Unter den berühmtesten Exempelsammlungen sind neben den historischen *Facta et dicta memorabilia* des Valerius Maximus, Wilhelm von Conches' *Liber moralium dogmatis philosophorum* (um 1150), Caesarius von Heisterbachs *Dialogus miraculorum* (1223; neuverlegt 1601), die Mirakelbücher des Petrus Venerabilis (wiederaufgelegt u.a. 1595), die *Legenda Aurea* des Jakobus de Voragine (nachgewiesen ab 1282), das nach Stichwörtern geordnete *Magnum Speculum Exemplorum* des Johannes Maior (1603), noch 1852 von Joseph Gabler in dessen katholischem Beispielllexikon aktualisiert, aber auch Moses Gasters *Exempla of the Rabbis* (1924) zu nennen.

»Gleichnissen«, »Zeugnisse[n]«, »ähnliche[n] Fälle[n]«, »gute[n] Einfälle[n]«<sup>54</sup> und den Exempeln. Und auch Baumgartens *Aesthetica* ruft, wie oben bereits kurz dargelegt, diese exemplarische – und auf Zitierfähigkeit konzentrierte – Wissensordnung mit großer Selbstverständlichkeit ab, wenn er über weite Strecken jede seiner Einsichten minutiös mit großflächigen Zitaten von Cicero, Horaz, Vergil, Longin verwebt, die immer wieder auffordernden und offenen Beispielcharakter gewinnen.<sup>55</sup>

Für die Wissenschaftler dieser Jahre und ihre *discipel* (die Erasmus in *De duplici copia verborum ac rerum* seit 1512 mit Nektar suchenden Bienen vergleicht) geht es deshalb darum, sich in den einerseits auf *Fülle*, andererseits auf Stellvertreter-schaft und *Ringtausch* angelegten Sammlungen wie in einem funktionierenden Bienenstock zurechtzufinden. Das von Quintilian favorisierte Ansammeln möglichst vieler Einzelgeschichten »cum veterum, tum etiam novorum«<sup>56</sup> bleibt als Praxis der *copia exemplorum* lebendig. »Es gibt nicht erst den Sachverhalt, zu dem dann Beispiele herangezogen werden«, konstatiert Willer, »sondern das Wissen, aus dem sich alle Sachverhalte erst konstituieren, wird von Grund auf exemplarisch angelegt«.<sup>57</sup> Diese Exemplarität gewährt Sicherheit und Vertrautheit genau in dem Maße, wie sie das Pathos der Originalität und der Genieästhetik im Keim erstickt. Erst in dem historischen Moment, da diese Wissensordnung durch ein verändertes Geschichts- und Selbstverständnis brüchig wird, zumal Individualität nicht nur als private, sondern als öffentlich wirksamer Souveränitätsanspruch Einzug in das kollektive Bewusstsein hält, wird das alte Junktim aus Exemplarität und unhintergehbarem Gemeinsinn brüchig.

Beispiele verdanken sich nun, wie Zitate auch, einer präzisen und gerichteten Auswahl, die zwar von den Autoren mitunter eigens gerechtfertigt, allerdings nicht als Akt oder wissenschaftliches Verfahren selbst zum Gegenstand der Befragung wird. Ab diesem Zeitpunkt tendieren Beispiele wie Zitate ins Unermessliche, denn ihre topologische Situier- und Erreichbarkeit ist nicht länger *a priori* gesichert. Was ist überhaupt zitierfähig? Welche ästhetischen Sachverhalte eignen sich mehr, welche weniger als Beispiele für welche Theorie und warum?

54 Johann Christoph Gottsched, »Ausführliche Redekunst«, in: ders., *Ausgewählte Werke*, Bd. 7.1, New York 1975, S. 194. Vgl. hierzu auch Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 51.

55 »Wir werden in den Exempeln immer bei der Rede [gemeint ist die Rhetorik, Anm. M.S.] stehen bleiben, weil sie das gewöhnlichste und beste Mittel ist, seine Gedanken zu bezeichnen, da weder der Musikus noch der Maler, denn der letzte stellet uns seine Gedanken nur für ein Augenpaar dar, sich so bequem ausdrücken oder bezeichnen können.« – Baumgarten, zit. nach Bernhard Poppe, *Alexander Gottlieb Baumgarten. Seine Bedeutung und Stellung in der Leibniz-Wolffischen Philosophie und seine Beziehungen zu Kant*. Nebst Veröffentlichung einer bislang unbekanntenen Handschrift der Ästhetik Baumgartens, Leipzig 1907, § 20, S. 82. Fortan zitiert als *Baumgarten-Nachschrift*.

56 Quintilian, *Institutio Oratoria*, Liber XII, 4,1-2, engl. *The Institutio Oratoria*, lat./engl., London/Cambridge 1953, S. 406f.

57 Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 56.

Als ausgewählte Belege funktionieren weder Beispiele noch Zitate fortan länger unterhinterfragt, sondern harren der Exploration und der eigenen Legitimierung. Beide werden nun als Produkte eines *cut-and-paste*-, d.h. eines Schnitt- und Montageverfahrens auffällig, werden sie doch aus ihrem ›Ursprungskontext‹ herausgeschnitten, verkürzt und zugeschnitten, um in einen neuen Kontext *als Beleg (Zeuge) und als erst noch zu Belegendes (zu Bezeugendes)* überführt zu werden. Dabei kommt es – auf beiden Seiten – zu Übertragungen und Gegenübertragungen, welche unbeabsichtigte Resonanz- oder auch Unsinn-Effekte nach sich ziehen.<sup>58</sup> Aus diesem »Vexierspiel«, so Willer, entsteht nun eine neue Form der »Exemplarität als wechselseitiger Verweis zwischen Original und Kopie«.<sup>59</sup>

Sowohl die als sekundär und austauschbar eingestuft Beispiele als auch die in der Philologie als verkürzte Primärtexte angesehenen Zitate führen damit einen Niveauunterschied, eine Furt in den Textfluss ein, den die Texte selbst nicht hinreichend reflektieren. Während die Philosophie gerne ihrem eigenen Selbstverständnis gemäß einen Vorrang der Theorie vor der Praxis und vor der Dignität des Objekts behauptet und ihre als Reflexionsgegenstände behandelten Beispiele gerade nicht als textförmiges, sondern als scheinbar naturwüchsiges, mithin austauschbares Denkmateriale in das Reich des Sekundären schiebt, kommt es in der Philologie zu einer umgekehrten Besetzung der Rangfolge. Was zum Gegenstand von Sekundärliteratur gerät, wird streng genommen durch den Akt der Examinierung und Auseinanderlegung überhaupt erst zur Primärliteratur.<sup>60</sup> Der Niveauunterschied bleibt in beiden Fällen – den Zitaten wie den Beispielen – jederzeit spürbar und bildet ein Autoritätsgefälle innerhalb der Texte aus, das die Argumentation selbst zu tangieren und die Gewichte des Gesagten kaum merklich zu verschieben droht.

Diese Scheidung zwischen Primärem und Sekundärem bleibt allerdings seit dem perspektivischen Umschwung der exemplarischen in eine originelle bzw. originale Wissensordnung instabil. Auffällig ist in der Textpraxis die beständige Über-

---

58 »Es ist also die Philologie, die wie keine andere wissenschaftliche Disziplin für das Weiterwirken exemplarischer Denk- und Wissensformen einsteht und die daher auch für eine Ambivalenz in der Originalitätsästhetik sorgt, obwohl sie diese selbst tradiert. Damit hängt ein weiteres Charakteristikum [...] zusammen [...]: die Auffälligkeit nämlich, dass – in mehr oder weniger ausschweifender Weise – die Beispiele immerfort aus dem Original *heraus*, von der Sache selbst *wegführen*.« – Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 58.

59 Ebd.

60 Der Grund für diese andere Verteilung des Sekundären und des Originalen, hängt auch damit zusammen, dass sich die Philologie (ähnlich wie die Literaturkritik) im selben Medium – nämlich der Schrift, der Sprache und des Stils – bewegt, wie ihre Gegenstände auch; während die Philosophie immer schon mit einer medialen Differenz operiert. Allerdings führt sie in ihrem Fall interessanterweise zu einer Abwertung des neben der mündlichen Rede gewählten Mediums der Schrift. Für die Schriftförmigkeit und Textgebundenheit ihrer eigenen Elaborate bleibt die Philosophie seltsam unempfindlich.

schneidung von ›dialektischer *inventio*‹ mit ›rhetorischer *elocutio*‹: »Die Glaubwürdigkeit, die mit der Heranziehung eines Exempels erreicht werden soll, ist von seinem illustrativen oder auch digressiven Charakter nicht scharf zu trennen.«<sup>61</sup> Dieses Diktum betrifft nicht nur – wie Willer meint – die Philologie, sondern auch die Philosophie: Auch diese bewahrt in ihrem Jahrtausende alten Textkorpus eine ähnliche Ambivalenz. Was sie (überhaupt) tradiert, gewinnt einerseits – wissentlich oder nicht – als Auswahl (und Schnitt innerhalb des Denkmöglichen) immer auch exemplarischen Wert; gerade noch dort, wo sie der Sache nach Originalität verspricht. Andererseits: Die (alte) Exemplarität rettet nicht länger das (unbedeutende) Einzelne und verleiht ihm Dignität, sondern das nunmehr (wertvolle) Einzelne (sprich Singuläre und Originäre) rettet nun eine (neue) Form der Exemplarität. *Exemplarisch ist nunmehr das, was Einzigartigkeit verspricht.*

Mit dem Hinfälligwerden der exemplarischen Wissensordnung – das wohl nicht zufällig in das Zeitalter der Eingemeindung der Ästhetik in die Philosophie fällt – ist von dieser Warte aus »das einzelne Exemplum nicht mehr Anzeichen der Fülle, sondern verwandelt sich in eine Störgröße.«<sup>62</sup> Im Gegenzug droht die neue »Gesamtmenge alles Erreichbaren, das heißt Zitierbaren«,<sup>63</sup> aber nicht länger in topologische Raster Passenden, ins Unermessliche zu gehen. Während die Exempel der topologischen Ordnung modernen LeserInnen aufzustoßen, ja empfindlich zu stören beginnen, weil sie unspezifisch, d.h. zu allgemein und damit für den kognitiven Gewinn wertlos erscheinen, driften die Exempel der originalen, atopologischen, syntagmatischen Wissensformation in eine andere Form der Beliebigkeit ab. Sie erscheinen wertvoll genau in dem Maße, in dem sie sich der Verallgemeinerbarkeit entziehen (ein sehr formales Kriterium, gewiss); gemäß der Logik des Singulären und Originären haben sie das herrschende Geschichtsbild zu pulverisieren. Und das gelingt ihnen auch, wenn auch um den Preis, dass sie sich in ihrem akzidentellen Auftauchen (und Abtauchen) beständig gegenseitig zu neutralisieren drohen. Typisch für diese sehr moderne (und auch ein wenig komische) Lesart des Exemplarischen als Statthalter des Einzigartigen scheint der zentrale Passus in einer Rezension zu Adriano Prosperis Buch *Die Gabe der Seele. Geschichte eines Kindesmordes* zu sein:

»Der renommierte Pisaner Historiker Adriano Prosperi erzählt die Geschichte der Lucia Cremonini aus Bologna, die von einem Priester im Karneval geschwängert, am 5. Dezember 1709 ihren ungetauften neugeborenen Sohn umbrachte und dafür öffentlich hingerichtet wurde. Er entwickelt aus diesem bruchstückhaft überlieferten Einzelfall eine umfassende

<sup>61</sup> Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 56.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Ebd., S. 57.

historische Anthropologie der vormodernen europäischen Gesellschaft: ihres Umgangs mit Sexualität und Schwangerschaft, Geburt und Tod, Leib und Seele, männlicher und weiblicher Ehre, Schuld und Sühne. Der Einzelfall soll aber nicht bloß als Exempel vorgeführt werden. Im vollen Bewusstsein der methodischen Schwierigkeiten will Prospero dem Individuum gerecht werden und verstehen, »was diese Person zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens getan, gedacht und empfunden hat.« Lucia Cremonini sollen Anteilnahme und Gerechtigkeit widerfahren – auch wenn es kaum gelingt, ihre individuelle Persönlichkeit aus den Akten zum Leben zu erwecken.«<sup>64</sup>

### DAS VERGESSEN DER BEISPIELE DURCH DIE PHILOSOPHISCHE SEKUNDÄRLITERATUR

*»Die philosophische Frage muß sich, soll sie nicht im Abstrakten verharren, auf einen Bereich von Erfahrbarem stützen. Wenn es nun aber keinen sicheren Maßstab dafür gibt, ob ein Werk in Wahrheit ein Werk der Kunst ist, – was soll dann die Auswahl der Beispiele leiten?«  
(Wilhelm Weischedel)<sup>65</sup>*

Die Probleme, die einer solchen Ausgangslage erwachsen, liegen auf der Hand. Spitzen wir sie zu auf die uns interessierende Ausprägung in der philosophischen Ästhetik. Da, wo es plötzlich, qua thematischer Gebundenheit der Ästhetik an sinnlich Konkretes und phänomenal Einzigartiges (seien es nun Kunstwerke oder ästhetische Erfahrungen anhand von Artefakten oder der Natur), nur noch Fallgeschichten, d.h. konkrete Beispielerzählungen gibt, gerät deren Eigendynamik leicht aus dem Fokus der Aufmerksamkeit.

Die Gründe hierfür sind denkbar vielfältig. Der allgemeinste dürfte im Habitus und Gestus der Sekundärliteratur selbst (nicht nur über ästhetische Themen) liegen. Die weit verbreitete Rechtfertigung für den Aufwand einer sekundären Analyse liegt gerade in der Bereinigung von Dunkel- und Unklarheiten der Argumentation. Der idealtypische philosophische Sekundärautor begreift sich – in aller Bescheidenheit – gerne als Klärer und Pointierer. Eliminiert werden dabei die nie ganz stimmigen, nie ganz triftigen Beispiele, als seien sie der Analyse nicht

<sup>64</sup> Barbara Stollberg-Rilinger, »Weihwasser und Gebärmutter. Warum erhalten Menschen eine Seele?«, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 171 vom 27. Juli 2007, S. 16 in ihrer Rezension zu Adriano Prosperi, *Die Gabe der Seele. Geschichte eines Kindsmordes*, Frankfurt/M. 2007.

<sup>65</sup> Wilhelm Weischedel, *Die Tiefe im Antlitz der Welt. Entwurf einer Metaphysik der Kunst*, Tübingen 1952, S. 36.



wert, dekoratives, rein schmückendes *parergon* eben. Gerne wird die Argumentation – angeblich zum Behufe ihres besseren Verständnisses und ihrer leichteren Anschlussfähigkeit – vereinfacht und formalisiert; ihre materiale Grundlage aber eliminiert. Obgleich in den Primärtexten omnipräsent, gelten Beispiele als zu stark zeitverhaftet (und damit nicht tradierbar). Als fehlgeleiteter pädagogischer Eros, idiosynkratische Schrullen oder latente Konzentrationsschwächen des Autors werden sie bestenfalls aus den immanenten Produktionsabläufen beim Verfassen von philosophischen Texten erklärt. Solchermaßen inhaltlich marginalisiert, wird ihre Tradierung durch und mit dem Diskurs der Sekundärproduktion unterbrochen, da ihr Wert für die Argumentation als strittig und ungewiss gilt.

Noch etwas scheint für die geringe Aufmerksamkeit und mangelnde Sensibilität für Beispiele in der philosophischen Sekundärliteratur verantwortlich zu sein: Gerade ob ihrer überbordenden Präsenz im Text und ihrer expliziten Adressierung als Gegenstände der philosophischen Erörterung gerät die Tatsache, dass Beispiele vom Philosophen als exemplarische Referenzgegenstände, d.h. als Fälle und damit als Beispiele für ein bestimmtes theoretisches Setting, gewählt und gesammelt, gemacht und zugeschnitten wurden und kein natürliches Datum der Wahrnehmung oder der Theoriebildung sind, rasch aus dem Blick. So kommt es, dass in der Ästhetik die dort verhandelten Fälle *gerade nicht* als ausgewählte und austauschbare Beispiele für eine bestimmte Theoriebildung angesehen werden. Ihr arbiträrer Charakter wird, da es scheinbar stets um eine rein inhaltlich motivierte Auseinandersetzung geht, ebenso wie die Überzeugungskraft und Eigendynamik der sie einigenden textuellen Form, nämlich ein Beispiel für etwas anderes zu sein, unterschätzt.<sup>66</sup>

Man kann von einer Verwechslung oder Amphibolie sprechen. Da, wo mit rhetorischen Mitteln der Topos der Singularität eingesetzt wird, greift – nach der Ära Baumgartens, der sich noch um die maximale Allgemeinheit seiner rhetorischen Beispiele bemüht – diese Stilisierung erfolgreich auf den im ästhetischen Text verhandelten Fall selbst über. Sie bewirkt, dass die von der Ästhetik bemühten Referenzgegenstände als derartig singular erscheinen, dass sie in ihrer konkreten, regulären textuellen Gestalt übersehen werden. Nicht nur auf der Objektebene, sondern auch auf der Textebene laufen sie Gefahr, mit wirklichen Dingen und Ereignissen, mit konkreten, haptischen Erfahrungen verwechselt zu werden; wodurch es unsinnig oder verfehlt erscheint, sie als ordinäre Beispiele im Kontext von anderen Beispielen zu thematisieren, samt ihren Wiederholungen, Stereotypen, Konventionen und habituellen Ausdeutungen. Hierzu noch einmal John Dewey:

66 »Meine Beispiele sind willkürlich gewählt, weil es kaum einen Unterschied macht, welchen Autor man heranzieht«. – Hannah Arendt, *Macht und Gewalt*, München 1970, S. 38, Fußnote 52.

»What is called *the* object, *the* cloud, river, garment, has imputed to it an existence independent of an actual experience; still more is this true of *the* carbon molecule, *the* hydrogen ion, the entities of science generally. But the object of – or better *in* – perception is not one of a kind in general, a sample of a cloud or river, but is *this* individual thing existing here and now with all the unrepeatable particularities that accompany and mark such existences.«<sup>67</sup>

Amphibolie meint hier zweierlei: Der verhandelte Fall erscheint – ob seiner Herausgehobenheit und sorgsamem Rundumbetrachtung – umso singularer, je exemplarischer er vom Standpunkt der Theorie her gemacht werden kann, und umgekehrt, d.h. um so exemplarischer, je weniger er mit anderen Fällen gemeinsam zu haben scheint. Nicht nur zieht Singularität im Versuch, eine ihr gemäße Form von *Ersatz-Allgemeinheit* zu finden, Exemplarität nach sich; umgekehrt steigert allein die Tatsache der Exponierung, d.h. der Ausstellung und Herausstellung bestimmter Eigenschaften, die Wirkung einer einstmaligen Partikularität. Der Akt der Exponierung katalysiert, beschleunigt die philosophisch durchaus nicht triviale Umwandlung einer Partikularität in eine Singularität. Offenbar sind es die (Aus-) Wirkungen einer bestimmten, nicht nur in der ästhetischen Debatte anzutreffenden Performanz, die das Konzept von Singularität mittragen und zu entwickeln helfen.

### BEISPIELE SIND ...

... *Miniatur-Narrative mit konventionell geregelter Verweisungscharakter*. Ihre Bedeutung für die Argumentation lässt sich nicht durch die Wiedergabe ihres Inhaltes angeben, sondern es muss erklärt werden, durch welche neuen – illokutionären wie performativen – Aspekte es die Argumentation stützt (oder auch schwächt). Angeführt wird ein Beispiel zumeist zur Beglaubigung oder zur Exploration eines theoretischen Sachverhalts. Das Beispiel selbst verbleibt im Konkreten und verlangt doch nach Übertragung in etwas Abstrakteres, darin der Fabel durchaus verwandt.<sup>68</sup>

Inhaltlich kann ein Beispiel *fast* alles sein, d.h. umgekehrt, fast alles kann zum referenziellen Angelpunkt einer Theorie werden: Es kann einen Witz (eine *petitesse*), eine einfache Referenz, eine Banalität, ein sprachliches Bild, einen Vergleich (eine Analogie), ein Denkbild oder ein Rätsel beinhalten. Weil die Regel seiner Übertragbarkeit nicht vorab angegeben werden kann, teilt es einige Gemeinsamkeiten mit

67 John Dewey, *Art as Experience* (1934), New York 2005, S. 184.

68 Auch wenn diese den Lehrsatz, selbst einen falschen, ausspricht und nun wiederum die Rückübertragung auf das konkrete Narrativ zum Gegenstand der Exploration wird. Vgl. dazu Kap. III zur Problem- und Phänomengeschichte des Beispiels.

dem Gedankenexperiment (das der Theorie nach jedoch, im Unterschied zu ihm, ›theorieinduziert‹ eingeführt wird).

Ein Beispiel steht in Texten nicht für sich selbst und nie allein. Es steht immer für etwas anderes und bezieht sich strikt auf etwas außerhalb seiner selbst. (Selbstreferenzielle Beispiele werden daher als künstlich empfunden.) Ein Beispiel ist mehr oder weniger erlesen, konstruiert, ausgefeilt. Auch variiert seine Wichtigkeit und die Beweislast für die Argumentation. (Während die einfache Referenz austauschbar bleibt, ist es das elaborierte Gedankenexperiment schon nicht mehr.) Ein Beispiel kann im Gestus der *Beliebigkeit und Austauschbarkeit* ebenso dargeboten werden wie im Gestus des *Paradebeispiels*, das wie im Rebus alle Facetten des späteren Arguments schon enthält.

Die rhetorische Konvention will es, dass das Beispiel in beiden genannten Varianten seine Existenz nicht der Theorie selbst verdanken darf. Selbst wenn es erfunden ist (was erlaubt ist), muss es sich auf einen wahrscheinlichen Fall einer außertheoretischen (d.h. nicht von der Theorie erzeugten) Wirklichkeit beziehen. Als solches erinnert und gemahnt ein Beispiel stets an den *Kontakt der Theorie mit der Welt und umgekehrt*. Ein Beispiel muss, um dies bezeugen zu können, zunächst selbst der Fall sein. Das gilt selbst dann noch, wenn es als Gegenbeispiel einer bestimmten Theorie in den philosophischen Text Eingang findet. Das Problem besteht stets darin, ob und wie sich das Fall-Sein eines Beispiels oder Gegenbeispiels selbst glaubhaft machen lässt.

Beispiele sind somit eng verknüpft mit der Logik des Falls. Ich werde im Folgenden *mögliche Gegenbeispiele*, wie sie in den Kapiteln zu Immanuel Kant und Thomas Kuhn prominent werden, ebenfalls als Fallbeispiele behandeln, obgleich sie über Bande spielen. Sie sekundieren der Fall-Logik, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Mit der Fall-Logik teilen sie dann auch alle mit ihr zusammenhängenden Probleme: Denn auch die Frage, ob denn das Gegenbeispiel selbst überhaupt der Fall ist, kann gar nicht vom Beispiel aus entschieden werden. Nicht selten sind diese gar keine *Gegenbeispiele* für das Behauptete, sondern einfach – *gar keine* Beispiele für das Gemeinte. (Dieser Gefahr unterliegen allerdings auch Beispiele, die affirmativ auftreten.)

Gegenbeispiele sollen anzeigen, dass – wenn sie der Fall, d.h. wahr sind – die Theorie nicht zugleich wahr sein kann, sofern diese zugleich auf den entgegengesetzten Fall setzt. Doch gibt es *sensu stricto* entgegengesetzte Fälle überhaupt außerhalb der Sprache? Sind Gegenbeispiele nicht, gerade in der Philosophie, so konstruiert und damit so künstlich wie die Beispiele, gegen die sie wenden? Die Falsifizierung einer Theorie durch ein einziges Gegenbeispiel scheint ihrerseits mehr Theorie als Praxis zu sein. Wie Thomas Kuhn gezeigt hat, wird dies auch in den Naturwissenschaften nicht praktiziert: Paradigmen werden eigens zu ihrer Marginalisierung aufgestellt. In der theoretischen Philosophie endlich scheint die

Suche nach Gegenbeispielen daher kein Mittel der Wahl, und in der praktischen Philosophie ihrer Wirkung nach überschätzt zu sein.<sup>69</sup>

## ANSCHLUSS UND RELEVANZ

Innerhalb des philosophischen Diskurses findet die Praxis und Logik des Beispielgebrauchs zum einen Anschluss an die *Pars-pro-toto-Logik jeder Repräsentation*, die sich für Zeichentheorien und die Referenztheorien der analytischen Philosophie auf je unterschiedliche Weise stellt. Wie gelingt zuverlässige und belastbare Stellvertreterschaft? Wie kann etwas Konkretes ein ganz anders geartetes Allgemeines, Intelligibles, Abstraktes bedeuten?

Zum anderen erlaubt das bisher über Beispiele Gesagte den Anschluss an das Problem der *Dichotomie aus Sagen/Zeigen*; denn auch Beispiele sollen mit Mitteln des Sagens etwas zeigen, obgleich all ihre deiktischen Momente vollkommen unausgesprochen bleiben.

Die Dichotomie aus Sagen/Zeigen hat in der Philosophie des 20. Jahrhunderts sehr unterschiedliche Ausdeutungen erfahren. In der Optik von Michel Foucault und Gilles Deleuze stellt sie sich in Gestalt der koexistierenden epistemischen Ordnungen des Sichtbaren und des Sagbaren dar, während sie in der Perspektive von Ludwig Wittgenstein vor allem mit Blick auf die Sinndimension von philosophischen Sätzen virulent wird.<sup>70</sup> (Wobei sich Sagen/Zeigen in seiner Frühphilosophie noch als theoretisches Ausschlussverhältnis darstellen, während sie sich faktisch, d.h. im performativen Verlauf einer Rede, immer schon durchdringen.) Obgleich die Analyse von Wittgensteins eigenem Beispielgebrauch ein lohnendes Unterfangen gewesen wäre, habe ich mich in diesem Fall stärker an das theoretische Potenzial seines Erklärungsversuches gehalten, bei der Suche nach einer Erklärung für das häufige Misslingen von Beispielen in philosophischen Texten.

Interessanterweise *sollen* Beispiele gar nicht zeigen, was sie im Wortsinn sagen, sondern sie sollten etwas zeigen, was die Argumentation *nicht anders* und *nicht besser* sagen kann. Der *mediatisierende* Einsatz von Beispielen verdankt sich so

<sup>69</sup> Anhand von Kants *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* lässt sich zeigen, dass sich nur Beispiele für eine Handlung nicht ›rein aus Pflicht‹ finden lassen. Umgekehrt bedeutet das aber nicht, dass sie damit gleichzeitig schon ›Gegenbeispiele‹ für die Möglichkeit einer solchen Handlung überhaupt wären. (Es lassen sich nur Aussagen über ihre Eintrittswahrscheinlichkeit treffen.) Kant wird aus dem Befund, dass sich keine positiven Beispiele finden lassen, durchaus Rückschlüsse für seine Theoriebildung ziehen. (Vgl. Kap. IV)

<sup>70</sup> Ähnlich wie die titelgebenden Größen in Heideggers *Sein und Zeit* sind das Sichtbare und das Sagbare parallele Gegenverwirklichungen voneinander. Sie enthalten – reziprok – den jeweiligen epistemischen Witz des anderen, wobei sie sich beständig konterkarieren und sabotieren.

verstanden der Dynamik zwischen zwei sehr unterschiedlichen Weisen der Wissens- und Wahrheitsproduktion, mit ihren je eigenen Friktionen.

## LITERATUR ZUM THEMA

Eine Monographie mit dem Zuschnitt dieser Untersuchung, sich Rechenschaft abzulegen über die Logik und Praxis von Beispielen in Philosophie und Ästhetik, fand sich nicht. Am nächsten kommen ihr jedoch zwei Untersuchungen, die im Duktus und in der Interpretation nicht unterschiedlicher sein könnten: Günther Bucks *Lernen und Erfahrung. Zum Begriff der didaktischen Induktion*<sup>71</sup> und Jacques Derridas *La Vérité en peinture*.<sup>72</sup>

Derridas Buch – mit dem umfassenden Kapitel über das Parergon in Kants *Kritik der Urteilskraft* darin – ist wie ein nicht endendes Selbstgespräch geschrieben über die Spuren des Randständigen in der Philosophie wie der Malerei; es steckt voller *petites perceptions* in der Tradition von Gottfried Wilhelm Leibniz, nur dass Derrida die Anstrengung unternimmt, die kaum wahrnehmbaren Verschiebungen zwischen Wahrgenommenem, Gedachtem und Gesagtem minutiös zu Papier zu bringen. Jeder seiner Sätze scheint eine Wirkung zu haben, nur dass diese Wirkungen zunächst nur unbewusst wahrgenommen werden, jedoch die nächstfolgende Gedankenbewegung »ein wenig unbequemer machen als die andere« (»un mouvement un peu plus malaisé que l'autre«).<sup>73</sup> Es liegt in der Natur der Sache, dass sich ein solches Buch als Inspirationsquelle, nicht aber zum Zitieren eignet. Ich habe deshalb, wo ich konnte, darauf verzichtet. Gedanklich jedoch bin ich der eigensinnigen Fährte des Ergonal-Werdens des parergonalen Beispiels stets gefolgt.

Der Eigensinn des Beispiels bildet auch die Brücke zu Günther Bucks *Lernen und Erfahrung*. In seinen kenntnisreichen Detailstudien von Aristoteles über Wolff und Kant zu Wittgenstein versucht Buck die Fall-/Regel-Logik, die dominante, aus der scholastischen kommende Logik der Subsumption zu brechen, um die kreativen und induktiven Leistungen des Beispiels zum Strahlen zu bringen. Beispiele sind in seiner Perspektive ebenso Fluchtpunkte wie Anfangsgründe des Verstehens. Das Kapitel über die *andere* Logik des Beispiels bei Kant ist, noch in seinen Absetzungsbewegungen, von diesem Zug inspiriert, auch wenn mein hauptsäch-

71 Günther Buck, *Lernen und Erfahrung. Zum Begriff der didaktischen Induktion*, Stuttgart u.a. 1969.

72 Jacques Derrida, *La Vérité en peinture*, Paris 1978; dt. *Die Wahrheit in der Malerei*, Wien 1992. Fortan zit. als (frz.) VP bzw. (dt.) WM.

73 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Nouveaux Essais sur l'entendement humain* (1704/64) / *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*, Frankfurt/M. 1985, darin: Zweites Buch, »Von den Ideen«, § 15, S. 113.

licher Gegenstand, die *Grundlegung* und eben nicht die *Metaphysik der Sitten*, bei Buck selbst kaum eine Rolle spielt.

Solchermaßen auf die Eigenlogik der Beispiele gepolt, rückte jedoch die Frage, warum wir Beispiele trotzdem durchaus im Sinne der Theoriebildung verstehen, in den Mittelpunkt des Interesses. Zwei Texte halfen mir, die logische Seite dieser Dynamik besser zu verstehen: das Kapitel über Exemplifikation in Nelson Goodmans *Languages of Art*<sup>74</sup> und Giorgio Agambens Texte über die paradoxe Selbstausschlusslogik des Beispiels.<sup>75</sup>

In historischer Perspektive, insbesondere was die Frühe Neuzeit anbelangt, war John D. Lyons mit *Exemplum. The Rhetoric of Example in Early Modern France and Italy* ein zuverlässiger Ratgeber.<sup>76</sup> Am Beispiel von Descartes und Pascal zeigt Lyons, wie die Autorität der überlieferten Texte an Autorität verliert und durch neue Methoden der Selbstbeobachtung und der Introspektion, nämlich durch *self-centered examples*, ersetzt werden. Statt überlieferter *exempla* werden nun Beispiele aus dem alltäglichen Leben verwendet. Bei Michel de Montaigne schließlich gerät das ganze Leben zum Beispiel. In der Perspektive von Lyons folgen Beispiele in philosophischen Texten ökonomischen Gesetzen, da sie produziert, angehäuft und getauscht werden. In deskriptiver Perspektive erwiesen sich Lyons sieben Charakteristika, *iterability & multiplicity, exteriority, discontinuity, rarity, artificiality, undecidability* und *excess* als gute Richtschnur; der Exzess der Beispiele begleitete mich, auch wenn ich darüber schwieg.

Im deutschsprachigen Raum beschäftigt sich Gottfried Gabriel – u.a. mit Rückgriff auf Ingardens Begriff des ›Quasi-Urteils‹ – seit den 1970er Jahren mit den Übergängen von Fiktion und Wahrheit, Logik und Ästhetik. In diesem Kontext entstanden auch seine ersten Überlegungen über Beispiele. So widmet Gabriel der Logik und Rhetorik der Beispiele, insbesondere mit Rücksicht auf das Politische (und die politische Korrektheit), ein instruktives Kapitel in seinem Buch *Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung*.<sup>77</sup> Seine Untersuchungen zum ›Witz‹ der reflektierenden Urteilskraft decken sich trefflich mit meinen, ohne dass sie beim Verfassen dieses Buches direkten Einfluss auf die Beweisführung genommen hätten.<sup>78</sup>

74 Nelson Goodman, *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols* (1968); dt. *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*, Frankfurt/M. 1995. Fortan zit. als (engl.) LA bzw. (dt.) SpK.

75 Vgl. Giorgio Agamben, *Die kommende Gemeinschaft*; ders., *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* (1995), Frankfurt/M. 2002.

76 John D. Lyons, *Exemplum. The Rhetoric of Example in Early Modern France and Italy*, New Jersey 1989.

77 Gottfried Gabriel, *Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung*, Paderborn 1997.

78 Vgl. Gabriel, »Der ›Witz‹ der reflektierenden Urteilskraft«, in: Frithjof Rodi (Hg.): *Urteilskraft und Heuristik in den Wissenschaften. Beiträge zur Entstehung des Neuen*, Weilerswist 2003, S. 197–210.

Die Idee der unterschätzten und utopischen Wirkung literarischer Passagen in philosophischen Texten verfolgt auch Michèle de Dœuff in ihren *Recherches sur l'imaginaire philosophique*,<sup>79</sup> insbesondere mit Blick auf die Politik der Geschlechter. Erwähnung verdienen drei Sammelbände aus jüngerer Zeit: Alexander Gelleys *Unruly Examples. On the Rhetoric of Exemplarity*,<sup>80</sup> mit philosophischem Fokus (neuerlich auf Kant und Nietzsche);<sup>81</sup> fürderhin der Band von Thomas Ricklin, *Exempla docent. Les exempla philosophiques de l'Antiquité à la Renaissance*, der mir in Form von Sabrina Ebbersmeyers Petrarca-Auslegung eine Hilfe war.<sup>82</sup> Im Umkreis des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung – mit einem auffälligen Fokus auf Heinrich von Kleist – haben Jens Ruchatz, Stefan Willer und Nicolas Pethes den sehr lesenswerten Sammelband *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen* publiziert.<sup>83</sup> Insbesondere der von Stefan Willer auch in anderen Texten vertretenen historischen These von der Krise des Exemplarischen in Philosophie und Literatur um 1800 bin ich gefolgt.<sup>84</sup> Meine Überlegungen zur Entstehungsgeschichte der Ästhetik aus dem Geist der Baumgarten'schen *singularia* fügen sich sehr gut in diese Diagnose ein.

Es ist sicher kein schlechtes Zeichen für die Forschungsdynamik in dieser Frage, dass in der letzten Oktoberwoche 2008, als diese Arbeit zu Ende geschrieben wurde, Bernhard Waldenfels, Thomas Rentsch, Anselm Haverkamp, Bettine Menke, Cathy Caruth u.a.m. auf Einladung des Graduiertenkollegs ›Lebensformen – Lebenswissen‹ im Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin zusammenkamen, um gemeinsam ›Zum Beispiel‹ zu sprechen.

## ZUR ENTWICKLUNG DIESER ARBEIT

In dieser systematisch angelegten Untersuchung stehen nicht einzelne Autoren, sondern die Logik von Beispielgebrauch wie Beispieltheorie über einen längeren historischen Zeitraum hinweg unter Beobachtung. So kommt es, dass einzelne Autoren (wie Aristoteles, Kant oder Lessing), in verschiedenen systematischen Rücksichten und auch querliegend zum chronologischen Lauf der Geschichte,

79 Michèle de Dœuff, *Recherches sur l'imaginaire philosophique*, Paris 1980.

80 Alexander Gelley (Hg.), *Unruly Examples. On the Rhetoric of Exemplarity*, Stanford 1995.

81 Vgl. Hillis Miller, »Parabolic Exemplarity: The Example of Nietzsche's *Thus Spoke Zarathustra*«, in: Gelley (Hg.): *Unruly Examples*, S. 162–174 oder auch Cathy Caruth, »The Force of Example: Kant's Symbols«, in: Gelley (Hg.), *Unruly Examples*, S. 277–302.

82 Ricklin (Hg.), *Exempla docent*, Paris 2006.

83 Jens Ruchatz/Stefan Willer/Nicolas Pethes (Hg.), *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*, Berlin 2007.

84 Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 51–65.

mehrfach Erwähnung finden, was für die LeserInnen zu *falschen déjà-vu*-Effekten führen könnte.

Die scheinbare Doppelung kommt jedoch zustande, weil ein Philosoph als Beispieltheoretiker und als Beispielpraktiker auf unterschiedliche Weise ergiebig sein kann. Dass meine Arbeit Theorie und Praxis *gleichzeitig* in den Blick nehmen muss, liegt auf der Hand, denn Beispiele sind Gebrauchsmittel in philosophischen Texten, im logischen wie im rhetorischen Sinn. Ich ging daher von der Annahme aus, dass die Theorie ärmer sein könnte als die Beispielpraxis selbst. Nachdem die zwei zentralen Konzepte, Singularität und Exemplarität, als Ergebnis der systematischen Durcharbeitung des Problembestands erkennbar wurden, erwartete ich überdies, dass sich Beispieltheorien an anderen Orten und unter anderen Titeln würden finden lassen. (Diese Hoffnung wurde nicht enttäuscht.)

Obgleich die zu entdeckende Sache selbst und nicht Autoren im Zentrum meines Interesses standen, gibt es Kapitel, die sehr dezidiert einzelnen Autoren, nämlich Kant und Heidegger, gewidmet sind. Wie das Eingangsmotto von Platon schon ankündigt, lässt sich über den Beispielgebrauch in philosophischen Texten sinnvoll wiederum nur von Fall zu Fall sprechen. *Auch eine systematisch angelegte Arbeit wird ihrerseits exemplarisch vorgehen müssen*. Sie läuft damit immer auch Gefahr, durch ihre selektive Autorenauswahl interessante andere Autoren (in meinem Fall trifft es Nietzsche) auszuschließen.

In systematischer Hinsicht gewinnt eine Arbeit durch die Unterschiede, die sie zwischen den Autoren, denen sie sich zuwendet, zutage fördern lassen, ihren Stoff. Kant etwa möchte in seiner praktischen Philosophie Demonstrationsbeispiele verwenden – und scheitert damit. In seiner Ästhetik jedoch entwickelt er ein ganz anderes Konzept, nämlich das der Suchbeispiele, was ihm vorzüglich gelingt. Heidegger hingegen macht die Eigendynamik seiner anfänglich als Belegbeispiele konzipierten Fälle selbst zum Gegenstand seiner philosophischen Überlegungen, entwickelt daraus jedoch eine regelrechte Antitheorie des Beispiels. Am Ende wirft Heidegger aus seinem Kunstwerk-Aufsatz alle Beispiele heraus, wie überflüssigen Ballast.

Zur Rechtfertigung meiner eigenen Autorenauswahl sei gesagt, dass sie sich aus dem Fokus auf die Ästhetik mit ihrer Entdeckung der *singularia* ergab, weshalb mich besonders das Schicksal dieses Konzepts in den Gründungsjahrzehnten (1750–1790) der neuen philosophischen Teildisziplin interessierte. Das 20. Jahrhundert wiederum war so reich an möglichen Autoren, dass hier ein anderer Aspekt tragend wurde, nämlich die Paarbildungsstrategien zwischen Philosophen und Künstlern, welche das Skandalon des Singulären exemplarisch machen sollen.

Die Ästhetik als besonderer Untersuchungsgegenstand bot sich auch an, weil deren Beispiele unbemerkt (d.h. eben *nicht als Beispiele*) zum Gegenstand der



Theoriebildung werden, da sie ja nicht nur als textuelle Größen, sondern eben auch als *Referenzobjekte* außerhalb der Theorie existieren. Überraschend stark wurde der Druck des – unthematisiert bleibenden – Kanons der Beispiele spürbar, das Ringen um Musterbeispiele, der Streit um einzelne Referenzen und Interpretationen. Wie bin ich angesichts dieses Befundes vorgegangen? Ich habe versucht, *methodische Perspektivenwechsel* vorzunehmen, um meine LeserInnen (und mich selbst) nicht zu langweilen. Dabei herausgekommen sind Schnappschüsse und Langzeitbelichtungen philosophischer Texte.

Es gibt Kapitel (IV und VII), die aus der Perspektive der ›reflektierenden Urteilskraft‹ geschrieben sind; andere, die der ›bestimmenden‹ sekundieren. Als die kantische Vermögenslehre aus der Psychologie des 18. Jahrhunderts selbst zur Belastung wurde, half der Sprung ins 20. Jahrhundert, hinein in die Debatte um die Dichotomie aus Sagen und Zeigen, um aus ihr neue Impulse für die prekäre Aufgabe des Beispiels in philosophischen Texten zu beziehen.

Die in dieser Einleitung angerissenen Arbeitshypothesen finden sich ausformuliert und durch manche Prüfung gegangen wieder im Kapitel II dieser Arbeit, ebenso wie eine terminologische Handreichung zur Einteilung verschiedener Beispieltypen. Spätere Kapitel (VIII) nehmen weitere begriffliche Abgrenzungen etwa gegenüber Thomas Kuhns einflussreichem Paradigmenbegriff vor, erlauben zugleich neuen Anschluss an Überlegungen, inwiefern kontrollierte Gedankenexperimente als die der Philosophie eigene Methode gelten können, gerade weil sie die ungezügelte Übertragungsdynamik von Beispielen innerhalb der philosophischen Argumentation zu korrigieren versuchen. Wir werden sehen, um welchen Preis.

Diese Arbeit ist so geschrieben, dass hinführende und ableitende Passagen, Beispieltheorie und Beispielpraxis, alternierend den Gesamttext durchziehen. Dazwischen gibt es nicht immer geschmeidige Übergänge, oft einen klaren Bruch in der Wahl der Perspektive, im Duktus des Gesagten, in der Dichte der Argumentation selbst. Das ist keine Lösung nach jedermanns Geschmack, sie erwuchs jedoch aus der Schwierigkeit, dass Beispiele ein eminenter *Gegenstand der Praxis* und eben nicht primär der Theoriebildung selbst sind.

Wie viel strategischer Einsatz sich hinter ihrem scheinbar so harmlosen Gebrauch versteckt, überraschte mich. Je länger ich auf die Beispiele sah, desto mehr zerfielen sie in ihre Bestandteile (wie Aristoteles' Beispiel-Beispiel aus dem Geist der Tyrannis) oder bekamen eine unheimliche Eigendynamik (wie Heideggers Paestum). Das machte ihre Wirkung jedoch nicht weniger rätselhaft. Im Gegenteil, daraus wurde schließlich die leitende Frage: Wie kommt es, dass Beispiele – obwohl sie *in der Regel* unpassend, schief oder eben *unruly* sind, d.h. der Theorie nicht sekundieren, ihr mitunter sogar offen widersprechen – überhaupt *verstanden* werden? Wie kommt es, dass ein philosophisches Seminar sich stun-

denlang eine komplizierte Theorie mithilfe von Beispielen zu vergegenwärtigen sucht, um am Ende mit dem Befund auseinander zu gehen, man habe wahrscheinlich nur das falsche Beispiel gewählt?

Gibt es sie denn, die besseren Beispiele? Oder scheitern wir schließlich, im Sinne Samuel Becketts, nur zunehmend besser an ihnen?<sup>85</sup>

---

85 »Try again. Fail again. Fail better«. – Samuel Beckett, »Worstward Ho«, in: ders.: *Nohow On*, London 1983, S. 7.